This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

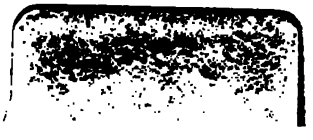
C
Scheurl
Streit

Harvard Divinity School

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL
LIBRARY

MDCCCCX

CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS



CHRISTOPH SCHEURL,

DER RATSKONSULENT VON NÜRNBERG, UND SEINE STELLUNG ZUR REFORMATION.

VON

PROFESSOR FELIX EDMUND STREIT,
CAND. REV. MIN.

WISSENSCHAFTLICHE BEILAGE ZU DEM JAHRESBERICHT DES REALGYMNASIUMS MIT REALSCHULE ZU PLAUEN I. V.

OSTERN 1908.

PLAUEN I. V.
DRUCKEREI NEUPERT.
1908.

1908. PROGR.-NO. 731.

ANDOVER - HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY.
CAMBRIDGE, MASS.

Ha 57-1488

C
Scheurl
Streit

?

Der Name des Nürnberger Ratskonsulenten Christoph Scheurl taucht erst seit dreißig Jahren in den Werken auf, die die Reformationsgeschichte eingehend behandeln. Trotz von Sodens staunenswertem Sammelfleiße, dessen Früchte als „Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Christoph Scheurl II.“ schon 1855 erschienen, fand man Scheurl nicht der Beachtung wert. Erst das von Knaake und von Soden veröffentlichte Briefbuch Scheurls (2 Bände: 1867 und 1872) hat hier Wandel geschaffen. Die Werke Bezolds, Koldes, Koestlins, Janssens und reformationsgeschichtliche Monographien erwähnen Scheurl und würdigen ihn zum Teil auch.

Eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens und seiner Arbeit fehlt noch. Damit sie lebenswahr werde, ist dringend zu wünschen, daß die Charakterzüge dieses Mannes nicht vorher verzerrt werden. Mehrere Beurteilungen Scheurls brauchen nach dieser Seite eine Richtigstellung. Es sind dies die von Friedrich Roth (Die Einführung der Reformation in Nürnberg), Ludwig Geiger (Renaissance und Humanismus in Italien und Dentschland) und Wilhelm Reindell (Doktor Wenzeslaus Linck von Colditz).

Roth hat bereits in der scharfsinnigen Kritik von Ernst Mummenhoff (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, VI, S. 271 f.) die verdiente Zurechtweisung erhalten. Es wird hier mit Recht gerügt, daß „aus Scheurls Bild eine grinsende Karikatur“ geworden, er „als selbstsüchtiger, eitler Tropf und hohler Kopf, als ein Mann ohne allen Charakter, ohne Kraft und Selbständigkeit“ gezeichnet sei, und Mummenhoff vermutet wohl mit gleichem Recht, daß Roth deshalb Scheurls Charakter so wenig Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil er, der anfangs so viel versprach, der Reformation allmählich gleichgültig gegenüberstand.

Geiger kommt bei der Schilderung des Humanismus in den deutschen Städten auch auf Scheurl zu sprechen (S. 383), gibt zu, daß er eine höchst seltsame Erscheinung ist, schildert ihn dann aber als einen Mann, der hochmütig, geblendet durch das zu frühzeitig ihm gespendete Lob, seine kleinen Angelegenheiten für wichtiger hält als die Dinge der Welt, der, geistesträge trotz aller geistigen Tätigkeit, bar jeder Wärme und jedes Enthusiasmus, kühl bleibt bei den humanistischen Kämpfen, welche die Genossen zur Begeisterung entflammten, keine persönliche Beziehung zu den Führern und kein Interesse an den Dingen hat; durch solches Gebahren zeige Scheurl die schlimme Seite der reichen Großstädter, das Vornehmtun ohne innere Vornehmheit, das hochmütige Vorbeigehen vor dem, was anderen erhaben und heilig dünkt. — Und das soll derselbe Mann sein, den, um die Worte Mummenhoffs, des besten Kenners der Nürnberger Geschichte, zu gebrauchen, Pirckheimer auf eine Linie mit Melanchthon und Luther stellt, der bei den gekrönten Häuptern sowohl als bei den berühmten Männern seiner Zeit in hoher Achtung stand, auf den der Nürnberger Rat große Stücke hielt und der nah und fern beliebt, umdrängt, gefeiert war?

Noch viel weiter als Roth und Geiger geht Reindell in seinem wegwerfenden Urteil über Scheurl. Wo er kann, versucht er dessen Aeußerungen zu verdächtigen und lächerlich zu machen. Der „bekanntlich sehr ruhmredige und den Einflüssen des politischen Barometers sehr ausgesetzte, geschwätzige Rechtsbeistand, der Allerweltsfreund und Allerweltsbriefschreiber mit seinem eitlen Wesen und seiner äußerlichen, schönrednerischen Natur, der in seinen Reden glatt wie sein Gesicht war, will sich durch die Lobpreisung seiner Freunde nur selbst heben, denn in allem oberflächlich, jede Schärfe und Härte fürchtend, ist er nichts ganz gewesen und geworden; kein Humanist und kein Patriot, kein Katholik und kein Lutheraner — er war ein geborner eitler Diener aller, der Bader der damaligen gelehrten Welt.“

Derartige Charakterentstellung empört; als einzige Erklärung dafür kann Reindells ganz unnötiges Streben gelten, für die Person seines Helden Wenzeslaus Linck eine möglichst dunkle Folie zu finden — auf Kosten der Wahrheit. Wer Scheurls Schriften und Briefe und seine das Maß des Gewöhnlichen weit überragenden Leistungen kennt, der verlangt danach, daß er vorurteilsfrei verstanden und wahrheitsgemäß beurteilt wird.

Die folgende Arbeit will weniger ein vollständiges Lebensbild Scheurls zeichnen, als den Charakter dieses Mannes und vor allem seine Stellung zu den Reformatoren und zur Reformation klarzulegen versuchen.

Christoph Scheurls Familie gehörte zu seinen Lebzeiten weder zu den ratsfähigen Geschlechtern Nürnbergs, noch war sie mit vielen der vornehmsten Häuser der Stadt verwandt, wie Roth (S. 21) unter falscher Berufung auf von Soden (S. 4)[1]) behauptet. Erst 1729 wurde das Adelsgeschlecht der Scheurl zu den ratsfähigen Geschlechtern der Stadt zugewählt, die eine abgeschlossene Standesgenossenschaft bildeten und bei denen die Mitgliedschaft des Kleinen Rats Vorbedingung der Aufnahme war.

Die Familie Scheurl stammt aus Schwaben und war dort schon im 14. Jahrhundert ansässig und angesehen. Von hier siedelten drei Scheurl um die Mitte des 15. Jahrhunderts nach Breslau über, wo der älteste von ihnen, Albrecht mit dem Beinamen „der Schöne“ — ein civis magnificus et mercator famosus (Breslauer Stadtbuch) — sich bis zum Stadthauptmann — dictator vel capitaneus (I, S. 56)[2]) — emporschwang.

Dessen Sohn Christoph, früh beider Eltern beraubt, wurde von seinem Vormunde 1467 nach Nürnberg gebracht. Hier und in Venedig kaufmännisch ausgebildet, betrieb er schon mit 18 Jahren selbständige Handelsgeschäfte, anfangs in Venedig und Breslau, seit 1478 in Nürnberg. 1480 verheiratete er sich mit Helene Tucherin und gewann in ihr eine nicht bloß durch edle Geburt, Schönheit und Vermögen, vor allem durch Verstand und Charakter ausgezeichnete Lebensgefährtin. Am 30. Dezember 1480 wurde er Bürger und schon 1481 Genannter des Großen Rats. Freilich war der zugereiste Händler den eingesessenen Geschlechtern der Stadt durchaus nicht bequem; dies beweist bei seiner Verheiratung der Zusatz im Scheurlbuch (Scheurlsches Geschlechtsbuch): „ob es gleich den Freunden — d. i. den Tuchers u. a. — nit lieb wär“. Eine weitere verwandtschaftliche Verbindung der Familie Scheurl mit irgendeinem der „vornehmsten Häuser der Stadt“ in damaliger Zeit ist nicht nachweisbar (gegen Roth, S. 21).

Zwei Söhne entsprossen dieser Ehe, Christoph — geboren am 11. November 1481 (I, S. 59) — und Albrecht. Beide wuchsen in dem stattlichen Heime „unter der Veste“ auf, das seit 1485 die Familie Scheurl im dauernden Besitze hat (bei von Soden, S. 5/6, liegt eine Verwechslung vor). Hier erlebten die Knaben das, was Dr. Scheurl die „Fürstenwirtschaft“ seines Vaters nennt: zahlreiche Reichsfürsten, selbst der Kaiser und der römische König haben hier Herberge genommen. — Die Familie rechnete sich diese fürstlichen Besuche zur Ehre an. Dies hielt sie aber nicht ab, die Sache rein geschäftlich zu behandeln. Sie erhob Ansprüche, im Notfall Rechtsansprüche an ihre Gäste auf Vergütung der Mühe und Hausabnutzung und schloß wohl auch im voraus hierüber förmliche Verträge ab[3]). Nur die Beherbergung des Kaisers war reine Ehrensache und wurde durch Geschenke und Gnadenbezeugungen gelohnt. So verlieh 1491 Kaiser Maximilian bei Gelegenheit eines solchen Besuchs dem Vater Scheurl die Aufnahme in sein Hofgesinde samt allen damit verbundenen Rechten und Ehren.

---

[1]) Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg. 1885. — von Soden, Beiträge zur Geschichte der Reformation. 1855.

[2]) In der gesamten Arbeit wird so aus: Christoph Scheurls Briefbuch, hrsg. von von Soden u. Knaake. I. Band 1867, II. Band 1872 zitiert.

[3]) Vergl. Mitt. f. Gsch. der RSt. Nürnberg: 5. Heft, S. 34: Scheurls Tagebuch über Beherbergung fürstlicher Personen.

Diese häufigen Fürstenbesuche mußten auf den jungen Christoph bleibenden Eindruck machen. Der Unterschied zwischen Fürst und Bürger war für ihn nicht so gewaltig; er lernte von Kind auf im Fürsten auch den Menschen sehen; so fühlte er sich später freier in der Nähe der Großen dieser Erde. Er drängte sich nicht, wie ihm vorgeworfen wird, an die Fürsten heran, sondern wich ihnen nicht in blöder Ehrfurcht oder falschem Bürgerstolze aus, wenn sich Gelegenheit bot, ihnen nahe zu treten.

Christoph Scheurls des Aelteren Handel entwickelte sich in der glücklichsten Weise. Sein Ansehen wuchs zusehends; Nürnberger Patriziersöhne wurden ihm vertrauensvoll in die Lehre gegeben, und mit großer Gewissenhaftigkeit bildete er sie aus, wie das im „Scheurlbuch" aufbewahrte „Regiment" für den jungen Hieronymus Haller vom Jahre 1488 beweist. Mit verschiedenen Fürsten, auch mit Kaiser Maximilian, schloß er bedeutende Geldgeschäfte ab.

Seine Geschäftstätigkeit und die durch sie veranlaßten zahlreichen Reisen hinderten ihn, die Erziehung seiner beiden heranwachsenden Söhne persönlich zu leiten. In dem jungen Leonhard Vogel aus Koburg fand er einen sehr geeigneten Helfer. Dieser hatte die Knaben in die lateinische Schule zu führen, sie in und außer dem Hause zu beaufsichtigen, den Schulunterricht durch seine Unterweisung zu ergänzen, um später die beiden Jünglinge auf eine hohe Schule nach Frankreich oder Italien zu begleiten. Der Handelsherr Scheurl schätzte Bildung und Wissen; er hatte an sich selbst den mächtigen erzieherischen Einfluß des „Rechenmeisters" Michael Hoppel dankbar erfahren.

Doch nicht lange leitete L. Vogel die Erziehung der Knaben. Er verheiratete sich und eröffnete mit Scheurls Unterstützung eine gelehrte Privatschule für die Söhne vornehmer Bürger. Später siedelte er nach Breslau über, wo wir ihn in Scheurls Briefen als reichen Kaufherrn und senator Vratislaviensis wiederfinden. Bis 1511 hat Scheurl häufig an ihn geschrieben und ihm immer wieder gedankt für sein herzliches Wohlwollen und die Gewissenhaftigkeit, mit der er bei ihm die Grundlagen des Wissens gelegt habe (I, S. 56 u. ö.)[1]). Er hatte als Universitätslehrer in Wittenberg Gelegenheit, seine Dankbarkeit auch durch die Tat zu beweisen. Vogel schickte 1508 seine zwei Söhne Christian und Wilhelm nach Wittenberg, um die Rechte zu studieren; ihrer nahm sich Scheurl in treuer Fürsorge an und ließ sich davon auch nicht durch die kleinlichen Anfeindungen abhalten, die ihm die Eifersucht des aus Breslau mitgeschickten Erziehers der Jünglinge, Georg Sauermanns, bereitete.

Von 1495 an erlahmte der Aufschwung des Scheurlschen Handels. Böse Schuldner, unter ihnen auch Kaiser Maximilian, brachten den Handelsherrn allmählich um drei Viertel seines Vermögens. Dies legte wohl dem Vater Scheurl den Wunsch nahe, die heranreifenden Söhne nicht als Zeugen seines geschäftlichen Niedergangs bei sich zu haben. Er schickte beide 1496 unter der Leitung des Pädagogen Mag. Widmann nach Heidelberg. Sie fanden hier freundliche Aufnahme im Hause Peter Siebers, Doktors der Theologie und Beichtvaters des Pfalzgrafen.

Siebers Persönlichkeit muß auf den jetzt 15jährigen Christoph tiefen Eindruck gemacht haben. Noch sieben Jahre, nachdem er Heidelberg verlassen hat, versichert er ihm: te loco parentis semper colam (I, S. 3); er hat Sehnsucht, ihn wiederzusehen, und bekennt, er habe ihm mehr zu verdanken als seinem Vater, denn ab hoc ut viverem, a te ut bene viverem accepi (I, S. 34).

Scheurls Neigung zum geistlichen Berufe und zur Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, in der er oft eine für einen Juristen erstaunliche Belesenheit zeigt, auch seine Fähigkeit zum tieferen Eindringen in religiöse Gedankengänge scheint durch Sieber damals geweckt worden zu sein. — Seine Mutter bot alles auf, ihn zum Rechtsgelehrten zu machen (von Soden, Beiträge, S. 6), weil so ihr und sein Ehrgeiz größeren Spielraum gewann; aber lange war er im Zweifel, ob es nicht für ihn besser sei, Geistlicher zu werden. Noch 1506 schrieb er an Lucas Gauricus: consulo te imprimis, simne sacris initiandus an paganus seculi mansurus (I, S. 22). Ja noch im Alter hat er Neigung, sein Leben im Kloster zu beschließen;

[1]) Vergl. Dr. G. Bauch, Zu Chr. Scheurls Briefbuch. Neue Mitteilungen des thür.-sächs. Vereins etc., Band 19. S. 407, No. 336.

an Dr. Eck schrieb er 1540: tali sidere natus sum, ut mihi semper optime conveniat futurum me, priusquam moriar, ecclesiasticum, qui iubileo tonsoratus sum Rhomae (II, S. 236).

Beim Abschied von Heidelberg nach zweijährigen Studien trennte sich der Lebenslauf der beiden Brüder Scheurl für immer. Der jüngere, Albrecht, bildete sich kaufmännisch aus und wurde vom Vater auf die Hochschule des Handels, nach Venedig, geschickt; 1507 weilte er in Costnitz, seit 1518 in sächsischen Diensten als Münzwardein in Annaberg (I, S. 46 u. 47). — Christoph ging nach Bologna, um die Rechte zu studieren.

Acht volle Jahre war Chr. Scheurl Student in Bologna. Der Knabe reifte hier zum Jüngling, und schon offenbaren seine massenhaften Briefe aus Bologna all die guten und schlechten Charakterzüge, die an dem Manne dann so bezeichnend hervortreten.

Sixt Tucher, der Rechte Doktor und Propst zu St. Lorenz in Nürnberg, Scheurls Onkel, hatte dessen Uebersiedlung nach Bologna veranlaßt. Dieser humanistisch fein gebildete und tief religiös angelegte Mann, dessen mystische Frömmigkeit seine Briefe an Charitas Pirkheimer und Apollonia Tucher erkennen lassen, damals eine edle Greisengestalt, tritt für den reifenden Scheurl immer mehr in die Pflichten und Rechte des Vaters. Der Jüngling kann sich nicht genug tun, dankbar zu versichern: tu, a quo omnis mea vita dependet (I, S. 26), non modo avunculum aut amicum, sed pientissimum parentem praestas (I, S. 43 u. ö.). — Die zahlreichen Briefe an ihn sind herzlich, offen, meist im gemütlichen Plauderton. Sie zeigen die Besorgnis des Neffen um des alternden Onkels wankende Gesundheit; vertrauensvoll offenbart ihm der Student seine Geldnöte; ehrlich gesteht er ihm, daß zwar sein Ring versetzt sei (I, S. 8), aber nullus numus in venerem aut aleam absumptus est (I, S. 13); ihn bittet er, die erzürnte Mutter zu versöhnen und Mißverständnisse aufzuklären. Noch zehn Jahre nach Sixt Tuchers Tod zitiert er Worte von ihm (Oktober 1514, I, S. 135), und in dankbarer Verehrung gibt er seine Briefe heraus als bestes Denkmal dieses edlen Mannes.

Dem Vater trat der Sohn in diesen Jahren immer ferner. Ueber ihn war ein furchtbares Geschick hereingebrochen. In einer Streitigkeit mit dem Engeren Rate Nürnbergs hatte der starre Rechtssinn dieses Mannes, der nach des eigenen Sohnes Urteil „überaus hitzig und jähzornig, spitzig und seines Sinnes“ war, den Kampf um sein vermeintliches Recht bis aufs äußerste fortgesetzt und den grimmen Groll einiger Mächtiger in der Stadt über sich entladen. Er wurde schwer gefoltert und lange gefangen gehalten (Näheres darüber bei Dr. A. von Scheurl, Christoph Scheurl, Dr. Chr. Scheurls Vater).

Dieser Schlag traf den Ehrgeiz des Sohnes aufs schmerzlichste. Wohl gibt er dem Vater Recht, gegen allen Brauch sei er schmachvoll ins Gefängnis geworfen worden (I, S. 22); während der Folterqualen des Vaters gelobt er für dessen Rettung eine Wallfahrt (I, S. 31). Aber er beugt sich unter die Autorität des Rates, bittet für den Vater bei ihm um Vergebung und verspricht, durch um so treuere Dienste jenes Starrsinn vergessen zu machen (I, S. 5). — Er gleicht dem Vater in keiner Weise. Dort bis zum wilden Trotz gesteigerte Rechthaberei, hier Friedfertigkeit, geschmeidige Gefügigkeit, die in jedem Falle das Walten der Obrigkeit als rechtmäßig anerkennt und nach ihrer Zufriedenheit strebt.

Das Verhältnis des Sohnes zur Mutter blieb immer von gleicher Innigkeit. Rührend ist seine Sorge um die durch das furchtbare Geschick des Gatten schwer Geprüfte. Dies noctesque eius gratia angor ac excrucior, schreibt er an den Priester Henlein (I, S. 2); si eam amitterem, nihil superesset, quod in hac vita me oblectaret. Immer wieder bittet er Sixt Tucher, sich seiner Mutter anzunehmen: quidquid in eam officii contuleris, in me ipsum collatum arbitror.

Von der achtjährigen Studienzeit Chr. Scheurls in Bologna erfahren wir aus seinen Briefen nur über die letzten zwei Jahre Genaueres. Anfangs verfügte er offenbar über reichliche Geldmittel; er konnte im Oktober 1500 mit einigen vornehmen und gelehrten Leuten nach Venedig, Loretto und Rom reisen, wo er dem großen Jubiläum beiwohnte und die Tonsur erhielt (von Soden, Beiträge, S. 6). — Vom September 1505 an war er aber nicht mehr imstande, die Kosten des Studiums aus eignen Mitteln zu bestreiten. Da half ihm auf Sixt Tuchers Verwendung der Nürnberger Rat durch ein Stipendium.

Anfangs schwankte Scheurl, ob er die sacra oder secularia studia wählen sollte. Er entschloß sich zu letzteren aus Gründen, die er seinem Onkel S. Tucher in einem Briefe vom

vom 3. August 1506 ausführlich darlegt; treibe er, so sagt er u. a., die studia secularia, so habe er gute Gelegenheit, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben und sich unsterblichen Ruhm zu erringen, da diese Zeit gar zu wenig Historiographen aufweise (I, S. 24). — Die Rechtswissenschaft, sein eigentliches Studium, war ihm dabei also nur die „tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgen sollte". Immer wieder sucht er Erholung bei den secularibus litteris, wenn ihn das Rechtsstudium zu sehr „anödete" (si quam nauseam leges attulerant, I, S. 44).

Diesem im Alter von 25 Jahren entworfenen Lebensprogramm ist er treu geblieben; Ruhm suchte er zeitlebens mehr im Wissen und in Arbeiten auf allgemeinwissenschaftlichen Gebieten, besonders in der Zeitgeschichte, als in juristischen Leistungen.

Seine Abneigung gegen die Rechtswissenschaft entschuldigte er später damit, daß die Vorlesungen in Bologna für ihn zu hoch gewesen seien; durch die auf ihn eindringenden Schwierigkeiten sei er fast zur Verzweiflung gebracht worden, denn Italia non dat parvulis lac sed escam, hoc est in Italia fundamenta non discuntur. — Die Lücken der ungenügenden Vorbereitung suchte sein eiserner Fleiß auszufüllen, und so machte er die ihm fürs ganze Leben wertvolle Erfahrung: labor improbus omnia vicit. Zum regelmäßigen Besuch der Vorlesungen kam Unterricht bei einem für schweres Geld gemieteten Privatlehrer vor allem an der Unzahl kirchlicher Feiertage (I, S. 54). Auch nahm sich Laurencius Campegius, der spätere Kirchenfürst, damals Professor in Bologna, seiner an und las ihm oft an Festtagen privatim dei gratia (II, S. 23).

Als Scheurl später in Wittenberg selbst las, konnte er sich ein Urteil über die Lehrweise in Bologna bilden, und das fiel nicht besonders günstig aus. Die Dozenten, schreibt er, lesen meist, um sich in eitler Verblendung zu rühmen, nicht um ihren Hörern wirklich zu nützen; sie verschmähen es, auf die Meinungen ihrer Zeitgenossen einzugehen, außer wenn sie sie widerlegen können (I, S. 54).

Am Ende der Studienzeit, als er einen Abschluß finden sollte, merkte Scheurl den Fehler, zuviel getrieben zu haben (I, S. 6). Er war sich aber wenigstens dessen bewußt, daß er seine Zeit ausgekauft hatte. Für die Geselligkeit hatte er nur wenig übrig.

Schon als Student war er sich freilich darüber klar, daß zu einer einflußreichen Stellung nicht Bücherweisheit verhilft, daß vor allem Menschenkenntnis nötig ist zur Beherrschung andrer und daß er sich in angeregtem Verkehre bilden und abschleifen müsse. Trahunter a conversantibus mores ward hierin sein Leitwort. Bezeichnend für ihn ist dabei, daß ihn nur der Verstand, nicht das Herz seinen Umgang wählen läßt. Er will lernen, nicht genießen. Darum verkehrte er nur mit Italienern, „quorum consuetudo me doctum reddere posset", und hielt sich geflissentlich von den Deutschen fern, „quorum deus venter est, qui baccho, venere, alea dies noctesque contineant" (I, S. 54).

In Kleidung und Nahrung schränkte er sich aufs äußerste ein. Und doch konnte er dem Schuldenmachen nicht ganz entgehen, da ihn bereits die Leidenschaft gepackt hatte, Bücher zu kaufen und Arbeiten drucken zu lassen (I, S. 11).

Ein großer Teil des letzten Studienjahres wurde Scheurl durch ein wahrscheinlich völlig unverschuldetes Mißgeschick verbittert. Er leistete für einen gewissen Dr. Mulbeck aus Nürnberg Bürgschaft. Sixt Tucher gegenüber behauptet er, dies patriae honorandae gratia getan zu haben (I, S. 9). Mulbeck ließ ihn im Stich und verleumdete ihn und seine Gutherzigkeit noch obendrein in Nürnberg. Dadurch verlor Scheurl das Vertrauen seiner Mutter, und längere Zeit blieb der briefliche Verkehr zwischen ihr und dem Sohne unterbrochen. Erst Tuchers Vermittlung stellte ihn wieder her.

Der Vater gab dem bedrängten Sohne den kaufmännisch gewiß sehr klugen Rat, sich der geleisteten Bürgschaft einfach zu entziehen; bei einem etwaigen Prozesse werde er auf Grund seiner Jugend sicherlich freigesprochen werden (I, S. 32). Entschieden und entrüstet wies der Sohn solchen Ausweg als unehrenhaft zurück: nescit pater professionem aetatem supplere. Lieber schränkte er sich bis aufs äußerste ein, versetzte Hausgerät und Bücher, sogar den Ring, den ihm seine Mutter geschenkt hatte (I, S. 8), nur seine Ehre wollte er unbefleckt erhalten, „um ehrenvoll Bologna verlassen zu können, wo er ohne Makel gelebt hat". Noch nach zwei Jahren zahlte er gewissenhaft an dieser Bürgschaft ab; und schon

ein Mann in Amt und Würden, kann er einen Studenten — den jungen Wolfgang Pollich — nicht eindringlich genug warnen, ut tamquam scopulum maris Jacobum Hebraeum fugias — cave etiam ne pro quoquam fideiubeas — so tiefen Eindruck haben bei ihm die unverschuldeten Geldnöte hinterlassen.

Scheurl hatte seine Studien in Bologna wohl weit über die dafür vorgesehene Zeit ausgedehnt. Mutter und Onkel sendeten immer eindringlichere Mahnungen, abzuschließen und heimzukehren. Er ist sich wohl bewußt, ein reiches Wissen gesammelt zu haben und damit jeden Magister in Deutschland ausstechen zu können (I, S. 6). Und doch zögert er mit der Heimkehr, denn er will nur als doctor die Heimat wiedersehen: studiis meis, si absque doctoratu proficiscor, quodammodo infamiam affero (I, S. 11).

Die Heimkehr wurde ihm außerordentlich erleichtert. Im Sommer 1505 hatte auf dem Reichstag zu Cöln Kurfürst Friedrich von Sachsen den alten Scheurl vertröstet, wie sich das von Chr. Scheurl angelegte Familienbuch[1]) ausdrückt, seynen Sun, der im durch Degenharten Pfeffingern, seynen Kemerling, von Herrn Antonien Tuchern woll beromet ward, ein Lectur zu leyhen und zu besolden. — Zu gleicher Zeit war dem jungen Scheurl das Kanzleramt zu Friesland angetragen worden, das seiner Mutter Herr Heinrich von Schleunitz, Hertzog Georg[s] von Sachsen etc. Obermarschalckh, sambt 500 Gulden jerlichs Solts über alle Unterhaltung fürschlug, aber die Mutter hatte zu jener Dozentenstellung in Wittenberg mehr Vertrauen, da sie liber, wie sy saget, ihr Leben lang willig arm sein, denn iren Sun in ein so ungesund Land schickhen wolt, als darynnen der nechst fürstlich Cantzler, ein jung Man, newlich gestorben was (Scheurlbuch fol. 154 f. Der 101. Titel).

Diese schöne Aussicht auf einen Lehrstuhl der Rechtswissenschaften an der jungen kursächsischen Hochschule in Wittenberg erwähnt Scheurl schon am 26. November 1505 in einem Briefe an Tucher (I, S. 7). Danach erweist sich die wohl auf dem Irrtum in Wills Nürnberger Gelehrtenlexikon (S. 515) beruhende Annahme von Sodens (Beiträge, S. 10) als falsch, daß Johann von Staupitz Scheurl dem Kurfürsten empfohlen habe, erst recht Koldes Annahme (Die deutsche Augustiner-Congregation etc., S. 231), daß es „wesentlich dem Einflusse des Vikars (Dr. Staupitz), der die Doktorpromotion des jungen Juristen (23. Dezember 1506) durch seine Gegenwart verherrlichte, zu danken war, daß Scheurl dem Rufe nach Wittenberg Folge leistete".

Im September 1506 sind die Verhandlungen über Scheurls Berufung nach Wittenberg abgeschlossen, und auch ist die Gehaltsfrage geregelt; princeps meus Federicus, schreibt Scheurl stolz, obtulit mihi annuos 140 aureos, ut Bitenbergae publice iura doceam (I, S. 29 u. 42).

Sixt Tucher war der Ansicht, Scheurl solle sofort nach Wittenberg eilen und sich dort promovieren lassen (Scheurlbuch, fol. 154 f.). Der aber weist dies mit Entschiedenheit zurück (I, S. 7 u. 10) und läßt dabei einen Blick in die hochfahrenden Pläne tun, die ihm vorschweben. Er ist sich bewußt, mehr leisten zu können als viele andre, und das ermutigt ihn, dem Höchsten nachzustreben. Treu der Nachfolge seines Schutzpatrons, des heiligen Christophorus, will er nur dem Höchsten, dem Kaiser, dienen (I, S. 7). Und mit Selbstbewußtsein fügt er hinzu: fieri potest, ut, si aetate processero, nomen meum in aliquibus Germaniae regionibus celebre futurum sit, cui semper doctoratus Bitenberg. obscuritatem esset allaturus (I, S. 11). — Mit der Stellung beim sächsischen Kurfürsten wohl zufrieden, sieht er sie dennoch von vornherein nur als Durchgangsposten an. Darum ist er auch äußerst beglückt, als ihn der Kanzler der Universität Bologna in einer Audienz bei Kaiser Maximilian als einen homo eruditus, prudens et rerum secularium non expers empfiehlt und versichern kann, eo sermone imperatori minime displicuisse (I, S. 19).

Noch ehe Scheurl promovierte, versuchte er durch Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten seinen Namen bekannt zu machen. Will (Nürnberger Gelehrtenlexikon) führt zwei unter Monteferatus' Leitung gehaltene Disputationen Scheurls über den communis intellectus als die ersten von ihm veröffentlichten Druckschriften an; beide erschienen 1505. Ihnen

[1]) Vergl. Dr. G. Bauch, Chr. Scheurl in Wittenberg — Neue Mitteilungen etc. des thüring.-sächs. Vereins etc., XXI, 1, S. 133 f.

folgte die oratio panegyrica in laudem Germaniae et Ducum Saxoniae, beim Rektoratswechsel im November 1505 als Syndikus gehalten und im folgenden Jahre bereits in 2. Auflage als libellus de laude Germaniae etc. erschienen; schon zwei Jahre später erlebte sie in Leipzig eine 3. Auflage. Sie hat zuerst den Namen Scheurls weiteren Kreisen rühmlichst bekannt gemacht.

Der allgemeine Beifall weckte Scheurls Schaffenslust. Mit begreiflichem Autorenstolz schrieb der Student: libelli mei tanto clamore omnia complent, ut reliquos quoque horatim . . . . provocent alliciantque.

Vielleicht brachten ihm diese Arbeiten auch goldene Früchte oder zahlungsfähige Genossen ein; denn trotz des bisher so oft beklagten Geldmangels reiste er im April 1506 nach Rom und Neapel. In Rom nahm er wahr, daß sein Name non penitus ignotum nec ignobile sei. Er suchte sich mit hervorragenden Männern bekannt zu machen, um durch ihre Empfehlung und Vermittlung später emporzukommen (I, S. 31), und hatte das Glück, dem Empfange einer französischen Gesandtschaft beim Papste beizuwohnen. Die Prachtentfaltung blendet ihn; er kann sich nichts Schöneres denken, und bezeichnend für seinen bereits voll erwachten Ehrgeiz ist der dabei geäußerte Wunsch, auch einst so als orator sein Vaterland vor dem Papste vertreten zu dürfen (I, S. 31).

Scheurl hatte ein halbes Jahr später nochmals Gelegenheit, den Papst zu sehen, als Julius II. im Sommer 1506 in Bologna weilte. Seine ausführlichen Berichte an Tucher geben Zeugnis, daß er nicht blind war für die Schatten im Charakter dieses Kirchenfürsten und ein freies Wort dafür fand: Pontifex est homo astutissimus et, ut vulgo loquimur, antiqua vulpes . . . . super omnia honoris semper avidissimus (I, S. 26). Ungescheut zählte er zahlreiche Gerüchte auf, die über päpstliche Giftmorde damals Italien durchschwirrten. Ein blind ergebener Sohn seiner Kirche war er nicht.

Umso abgöttischer verehrte er Kaiser Maximilian schon damals als Student (deus est terrenus I, S. 20); dessen Feinde waren auch die seinigen; darum haßte er aus vollem Herzen die Franzosen und jubelte über die Schläge, die ihnen Maximilian versetzte. —

Diese Briefe an Tucher aus Bologna zeigen aber noch ein Zweifaches: einmal Scheurls Gabe zu beobachten und zu schildern; — wie farbenprächtig ist das Bild des Dogenschiffes Bucentaurus in Venedig (I, S. 40), wie anschaulich werden auch verwickelte Vorgänge, wie die Kämpfe um Bologna, die Vertreibung der Bentevoli (I, S. 34); — und dann schon des Studenten ernstes und erfolgreiches Streben, sich über die Ereignisse und Parteien zu stellen. Fast zu kühl beobachtet und beurteilt der 25jährige; bei allem lebhaften Interesse keinerlei innere Anteilnahme; tanquam ex alta quadam specula praevideo, sagt er einmal (I, S. 35). So ist er schon in jungen Jahren befähigt, sich ein selbständiges politisches Urteil zu bilden.

Und dabei bleibt sein Blick nicht an den ihn unmittelbar umgebenden Vorgängen haften. Fleißig hält er Umschau bis in die weiteste Ferne. Die gewaltigen Entdeckungen in der Neuen Welt — er spricht von 600 Inseln, die man entdeckt habe — und die dort vorgefundenen Verhältnisse interessieren ihn lebhaft, und sofort zieht er den scharfsinnigen Schluß, daß dadurch der venezianische und Nürnberger Handel eine exitialis iactura erleiden werde, weil die Slaven, die Polen, Ungarn und Böhmen nun die amerikanischen Gewürze bequemer und billiger über Leipzig als vorher die egyptischen über Venedig und Nürnberg beziehen würden. Noch hofft er aber, daß durch die eifrigen Bestrebungen Venedigs, den Niederlanden diesen amerikanischen Handel zu entziehen und ihn über ihre Häfen abzulenken, auch für Nürnberg der Niedergang abgewendet, vielleicht sogar noch eine Steigerung seines Handels erreicht werde (I, S. 41).

Chr. Scheurl, der solche Proben seines Scharfsinns ablegte, konnte in Bologna nicht unbeachtet bleiben. In seinen letzten Studiensemestern stand er an der Spitze der Studentenschaft als ihr Sprecher. Beim Rektoratswechsel (im Mai 1506, I, S. 18) hielt er die Festrede, beim Besuche des Papstes in Bologna war er mit dem Rektor zu jenem abgeordnet, ut universitatem illius beatitudini commendaremus (I, S. 41); wiederholt wurde er als Unterhändler und Dolmetsch von den Gesandten Kaiser Maximilians bei ihren Verhandlungen mit den norditalienischen Städterepubliken benutzt (I, S. 30, 32, 35, 38); mit Recht durfte er von sich sagen: polleo (absit arrogantia verbo) apud Bononienses gratia et auctoritate (I, S. 32).

Die kaiserlichen Gesandten erwiesen sich Scheurl für die ihnen geleisteten Dienste dankbar. Sie richteten ein Empfehlungsschreiben für ihn an Alfons von Ferrara und gaben ihm darin Scheurls Wunsch zu erkennen: divini et humani iuris infulis decorari. Das führte ihn schneller, als er gehofft, ans Ziel. Am 23. Dezember 1506 meldete er Sixt Tucher im Ueberschwang seiner jubelnden Dankbarkeit, daß er in Bologna zum doktor u. i. promoviert worden sei.

Der Promotionsakt war besonders glänzend. Der Papst war in der Stadt, und viele illustres viri seines Gefolges wohnten der Feier bei. Johannes Campegius leitete sie. Laureatus sum in conspectu Caesareae maiestatis et doctoris Staubitz, illustrissimi principis mei legatorum necnon universae nationis nostrae, erzählt Scheurl (I, S. 43). Der Generalvikar von Staupitz berührte gerade Bologna auf einer Reise nach Rom, um dort persönlich den Papst zu Gunsten seiner Kongregation umzustimmen und im Auftrage des sächs. Kurfürsten nachträglich für die Universität Wittenberg die päpstliche Bestätigung einzuholen (vergl. Kolde, Kongregation S. 231). — Scheurl hielt bei dieser Feier eine Rede cum summa alacritate constantissime, die ihm allgemeines Lob einbrachte. Seine Brust war von frohem Stolz gehoben, vor allem in der Hoffnung, daß er den Namen Scheurl, den des Vaters Mißgeschick verdunkelt hatte, wieder zu Ehren und zu hohem Ansehen bringen werde. —

Dieser glänzende Abschluß seiner länger als achtjährigen Studienzeit in Bologna machte ihm den Abschied von Italien naturgemäß nicht leicht. Durch seine Wehmut aber schimmerte die Hoffnung, daß er dies Land des Geistes und der Kunst nicht auf immer verließ.

Ueber den Splügenpaß, Feldkirch, Konstanz und Ulm — in den drei Orten suchte er Studienfreunde auf — reiste er nach Nürnberg. Als er von Schwabach her am Sonntag Judica über den Sewmarkht in die Stadt einritt, rief ihm ein altes Weib aus der Volksmenge, die eben aus dem Gottesdienst heimzog, im Vorbeigehn zu: „Richt' Euch auf!", weil er so bucklig auf dem Rosse saß. Er aber nahm dies als ein gutes Zeichen für seine künftige Laufbahn.

Seine Mutter erkannte ihn zuerst nicht wieder. Acht Tage blieb er „fröhlich verborgen bey ir und ritt dann ausgerüstet mit eyner schwartzen schamelotten, gefütterten Schawben sambt eynem Ring ins Doctorat, die er auf seynen Klepper hinter sich spannt", über Eisfeld in den Thüringer Wald hinein, wo er in die Irre ritt und unter einem Baume übernachten mußte, bis er endlich die rechte Straße fand und Weimar erreichte (Scheurlbuch Fol. 154 f.).

Dort wollte er sich dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der gerade hier weilte, persönlich vorstellen und erlebte dabei eine kleine Enttäuschung. Der Kurfürst empfing ihn nicht, sondern ließ ihm nur durch dritte Hand seinen Wirkungskreis anweisen — valitudinem excusans, sacrum tempus et pestis suspicionem (I, S. 26); das empfand der durch die Anerkennung in Bologna Verwöhnte als Zurücksetzung.

Dabei wurden ihm für seine Tätigkeit als Rechtslehrer 80 Goldgulden zugesichert, obgleich ihm in Italien 140 in Aussicht gestellt worden waren. Darüber regte er sich nicht auf und tröstete sich damit, daß sein Vorgänger — Petrus von Ravenna, der Vorkämpfer des päpstlichen Absolutismus (vergl. Köstlin, M. Luther I, S. 84) — kaum deren 60 erhalten habe (I, S. 26) und der Kurfürst ihm ein Stipendium versprach, wenn er noch die freien Künste lehren wolle, „in welchen ich mich seines Wissens auszeichne" (von Soden, Beiträge S. 12).

Am 8. April 1507 traf Scheurl in Wittenberg ein; Dr. Staupitz hatte ihm von Weimar zwei Mönche als Begleiter mitgegeben (Scheurlbuch).

Ein schrofferer Gegensatz als zwischen der jungen sächsischen Hochschule und dem altehrwürdigen Bologna ist kaum denkbar. Schon äußerlich war alles ganz anders. Dort die üppige Vegetation des Südens an den herrlichen Abhängen des Apennin, — hier die denkbar reizloseste Gegend, über deren Oede und Trostlosigkeit die Zeitgenossen nicht genug klagen können. Luther findet es wunderbar, wie auf solch sandigem und steinichtem Boden Gott Korn, ja „guten Wein" gebe; drei Meilen lang fahre man um Wittenberg über lauter Heide; Gott müsse diesem Boden zur Strafe die Fettigkeit entzogen haben.

Die Stadt Wittenberg selbst, damals eine Landstadt von etwa 3000 Einwohnern, stand gerade nach Jahren arger Vernachlässigung im Beginn ihrer klassischen Zeit, „in der sich die Augen der ganzen Welt auf sie richteten." Kurfürst Friedrich hatte durch wichtige Bauten das Aeußere der Stadt einer Residenz würdiger gestaltet; eine eichene Elbbrücke wurde

gezimmert; ein trotziges Schloß, mehr Festung als Palast, erstand auf den Trümmern der alten Askanierburg, und die weltberühmt gewordene Schloßkirche wurde 1499 vollendet. Das Augustinereremitenkloster war 1507 noch im Bau (I, S. 46).

Aber welch' ärmlichen Eindruck mußte trotz alledem die Stadt auf Scheurl machen, dessen Blick sich an den Bauwerken Italiens erzogen und verwöhnt hatte. Redet doch der gewiß nicht so weitgereiste Myconius (historia reformationis ed. Cyprian S. 27) nur von „kleinen, alten, häßlichen, niedrigen, hölzernen Häuslein, einem alten Dorfe ähnlicher denn einer Stadt" als dem Wittenberg im Anfange des 16. Jahrhunderts. — Wie mußte dies Scheurl enttäuschen, der in seiner oratio panegyrica sich von blindem Patriotismus zu der Behauptung hatte hinreißen lassen, daß Kurfürst Friedrich, unter den Fürsten der gebildetste und unter den Gebildeten ein Fürst, in Wittenberg den Wissenschaften ein Asyl geschaffen und diese Stadt aus einer Ziegelstadt zur Marmorstadt gewandelt habe.

Und wie mußte erst die Bevölkerung von der Bolognas abstechen! Ueberall der äußerst beschränkte, praktisch-nüchterne Blick des Ackerbau treibenden Kleinbürgers, dessen Städtchen fernab von den großen Handelsstraßen lag und der nichts wußte von der Betriebsamkeit und dem höheren Bildungsstreben industrieller Gegenden. Schwer seufzte er vielfach unter dem Drucke des landsässigen kleinen Adels, der, weit unter dem Bildungsstande der fränkischen und rheinischen Ritterschaft, seine Tage in den verrohenden Freuden der Jagd und mit wüsten Trinkgelagen hinbrachte. — Die kaiserlichen Privilegien betonen bei den Erwägungen, die für die Gründung einer Universität in Wittenberg maßgebend gewesen seien, vor allem, daß die Bevölkerung der Gegend den bildenden Einfluß einer Hochschule gar sehr bedürfe. — Welchen abstoßenden Gegensatz bildete die „urwüchsige Biergemütlichkeit" der Wittenberger Bürgerschaft, ihr träges Phlegma gegen die geistig angeregte, für alles Neue fast zu empfängliche Bevölkerung Bolognas, die an allen politischen Neuerungen, geistigen Bestrebungen und sozialen Umgestaltungen den lebhaftesten Anteil nahm.

In Scheurls Briefen aus Wittenberg finden sich nur vereinzelte Klagen über diese Schattenseiten seines neuen Wohnorts; seine Vaterlandsliebe schloß ihm den Mund. Aber gerade dieses Schweigen sagt genug bei dem Manne, der an allem so viel zu preisen weiß, — noch beredter spricht das überströmende Lob Italiens, der rührende Ausdruck seiner heißen Sehnsucht nach dem klassischen, sonnigen Süden.

Nur gegen eine dunkle Seite des sächsischen Lebens mußte Scheurl mit den schärfsten Worten losziehen, gegen die Unmäßigkeit im Essen und Trinken. — Schon die „Zweckessen" — officii causa convivandum — waren ihm zuwider; über das maßlose Trinken und alle die Laster in seinem Gefolge war er aufs tiefste empört: cerevisiam horrui teste Ambrosio, Magdalenae patre (II, S. 91); mit Abscheu sah er, wie Bürger und Studenten durchgängig ebrii, rudes et crapulae dediti waren (I, S. 44).

Als er in Wittenberg zu Einfluß gelangte, war das erste, was er verordnete (1507), „daß den Studenten der Besuch der Wirtshäuser des Trinkens halber schlechthin untersagt sein solle"[1]), und bei Strafe eines halben Goldguldens verbot er das Tragen von Waffen und das nächtliche Herumstreifen auf den Straßen (Strobel, Neue Beiträge, S. 58).

Auch den Mangel an anregendem Umgang empfand Scheurl zunächst schmerzlich. Außer einigen Priestern, mit denen er in seiner Freizeit das 4. Buch der Dekretalien mit großem Eifer und Vergnügen interpretierte (I, S. 83), fand er keine academici, die humanistische Studien zu treiben geneigt waren (I, S. 79). Er suchte dazu anzuregen, wo er konnte, besonders in öffentlichen Reden, und das erweckte ihm eine Menge Gegner, die den aufstrebenden, ihnen unbequemen neuen Geist zurückzudrängen und in Mißachtung zu bringen trachteten. Alle möglichen Anschuldigungen wurden mit dreister Offenheit gegen ihn verbreitet, qui bene eleganterque diceret, populum per blandimenta seduceret deciperetque (I, S. 79 und Scheurlbuch: wie ine auch widerumb die Sophisten — das schwartz Heer — sovill herter verfolgten und criminirten).

Scheurl tat dagegen das beste, was er tun konnte, er ignorierte solche Gegner und bemühte sich eifrig weiter, den Geist der Hochschule zu veredeln (II, S. 91). Und er fand

[1]) Vergl. K. Schmidt, Wittenberg unter Kurfürst Friedrich, S. 53.

wider Erwarten schnell Anerkennung. Die Zahl seiner Zuhörer wuchs, und er hatte die Freude, daß sich besonders die älteren und gereifteren Studenten — presbyteri et septem artium liberalium magistri — um ihn scharten. Seine Beherrschung des Stoffs und vor allem sein glänzender Vortrag übten diese Anziehung aus; schon in Wittenberg verdiente er sich seinen Ehrennamen Cicero Germanus. Sein eleganter, flüssiger Stil behielt noch lange eine italienische Färbung bei, wie er sich die Kenntnis des Italienischen dauernd bewahrt hat (II, S. 129); häufig zeigen seine lateinischen Briefe italienische Anklänge, wie belle, bellissime u. a. —

Schon nach einer Lehrtätigkeit von drei Wochen — er hatte erst zwölf Vorlesungen über den usus feudorum gehalten — wurde Scheurl am 1. Mai 1507 „ohne den mindesten Widerstand" zum Rektor der Universität gewählt (omnium magno assensu me uno discrepante). Eine große Zahl Würden häufte sich damit auf den jungen Mann: rector absentes principes repraesentat, praesentes antecedit, iurisdictionem habet in praelatos (I, S. 44). Bei seinem feierlichen Amtsantritt waren Kurfürst Friedrich und dessen Bruder, Herzog Johann, zugegen, beglückwünschten ihn und befahlen ihn zum Hoffrühstück, bei dem er durch Geschenke ausgezeichnet wurde.

Die Hochschule war 1502 mit der großen Zahl von 416 Immatrikulierten eröffnet worden, doch sank diese bis zum Sommersemester 1507 vor allem wegen der Pestgefahr bis auf 55. Bei Scheurls Amtsanritt hatte sie sich wieder auf 200 gehoben; 12 Dozenten lasen (I, S. 44). Im ersten Monat seines Rektorats konnte er zu seiner Freude 50 immatrikulieren (I, S. 46), im ganzen Semester 123 (Scheurlbuch; bei von Soden, Beiträge, S. 14, falsche Angabe 112). — Scheurls Vorlesungen hörten „etban anderthalbhundert Schuler, darunter vyl redlich Leut und gros Herren worden sein" (Scheurlbuch).

Nach Ablauf seiner Rektoratszeit konnte er mit Genugtuung von sich sagen, daß „die Burger dyse Zeit mit guter Rue unbelaydigt beliben und im, zw dem, das er zechfrey mit inen tranckh, allenthalben irs Tayls was und wider in khaynen stund, noch advociret, vast geneigt und günstig wurden, das sie langer Jar hernacher beharrten" (Scheurlbuch).

Nach dem Muster Bolognas strebte er manches an der kurfürstlichen Hochschule umzugestalten, als ihm 1508 vom Kurfürsten der ehrenvolle Auftrag wurde, die Statuten der Universität und der juristischen Fakultät zu entwerfen (I, S. 55); er tat dies „in zierlichem gutem Latein, davon im die Universitet 10 Gulden schankhet" (Scheurlbuch). Zu gleicher Zeit verfaßte er die Kapitels-Statuten der Stiftskirche zu Allerheiligen.[1])

Schon nach so kurzer Zeit ließ sich erkennen, in welch hohem Ansehen der junge Dozent bei dem Kurfürsten stand. So wurde nach dem Muster der Scheurlschen Statuten auch den Bürgern Wittenbergs verboten, Waffen zu tragen, damit „die Pflege der Wissenschaften nicht durch Händel und Unruhe gestört werden möchte" (Strobel, n. Beitr., III, 2, S. 58). Und im Januar 1509 wurde Scheurl vom Kurfürsten und vom Herzog in „ihren Senat und in ihr Tribunal" zugezogen, sodaß er von nun an bald in Leipzig, bald in Altenburg provincialibus ius reddidit (I, S. 55). Auch Fürst Magnus von Anhalt nahm ihn auf Empfehlung der sächsischen Fürsten „in seinen Hof" auf, um seine Dienste zu gebrauchen (Bauch, zu Chr. Scheurls Briefbuch, No. 31 a). — So fand er reichlich Gelegenheit, sich nicht nur auf dem Katheder, auch in der Praxis weiterzubilden und zu bewähren, — „dadurch er sein Practica und Uebung erlernt hat und zw Wittenberg zw einem Menschen worden ist" (Scheurlbuch).

Der alternde Scheurl blickte auf diese Jahre tatkräftiger, erfolgreicher Arbeit mit sehnsüchtiger Wehmut zurück und schrieb ins Scheurlbuch von seinem Wittenberger Aufenthalt: derhalben er gantz gern do was und sein beste Tag do gehabt hat, ob im wol ersts Ansehens der unachtbar Fleckh, und das er in tapfern grossen Steten aufgewachsen war, sein jung Tag doselbst verzeren solt, nit vast wolgefiel, noch einging. —

Scheurl war sich dessen selbst sehr wohl bewußt, daß seine eignen Gaben und Vorzüge nicht ausreichten, ihm die Aufmerksamkeit und Gunst der Fürsten und Bürger in diesem Grade zuzuwenden. Er wußte sich einem Kollegen von der Hochschule in diesem Punkte zu

[1]) Vergl. G. Bauch, Wittenberg und die Scholastik — Neues Archiv f. Sächs. Geschichte, XVIII, S. 300.

ganz besonderem Danke verpflichtet. Zu dem greisen Dr. Martin Pollich aus Möllerstadt war er in ein immer herzlicheres Verhältnis getreten und stellte sich zu ihm wie der Sohn zum Vater. Pollich, einer der vielseitigsten Gelehrten des damaligen Deutschlands, der in Leipzig, bereits Doktor zweier Fakultäten, der medizinischen und der juristischen, noch Zeit fand, Theologie zu studieren, der erste Rektor und Vater der Universität Wittenberg, wie ihn seine Grabschrift bezeichnet, übte bald auch auf Scheurl unverkennbaren Einfluß aus. Luther rühmte von ihm, daß er mit der Lehre die Liebe habe Hand in Hand gehen lassen, und jeder Student habe ihn wieder lieben müssen; nach seinem Vorbilde suchte auch Scheurl immer persönliche Fühlung mit seinen Hörern zu gewinnen (I, S. 83 u. ö.; Bauch, Briefbuch No. 33 c.).

Mit den Jahren wuchs Scheurls Arbeit in Wittenberg außerordentlich. Oft mußte er beim Morgengraun viele Meilen reiten, um die Stadt und den Hörsaal rechtzeitig zu erreichen, wenn er am Nachmittag vorher in Amtsgeschäften auswärts war (Scheurlbuch). Schon 1507 klagte er, daß er am Sonnabend oder Sonntag, wenn die Vorlesungen aussetzten, Rechtshändeln beiwohnen, beraten und Urteile fällen müsse. Oft war er fern von Wittenberg, regelmäßig an jedem Quatember in Leipzig und Altenburg, aber auch in Neunburg, in Berlin, in der Lausitz, in Breslau.

Als Gegengewicht gegen diese wachsende Arbeitslast suchte Scheurl edle Geselligkeit; diese hielt er zeitlebens für einen gebildeten Mann für unerläßlich (I, S. 48), und sie war ihm auch inneres Bedürfnis. Ein fester Kreis scheint sich in Wittenberg um ihn geschart zu haben, vor allem nobiles praelati doctissimi (I, S. 43), neun oder zehn Männer; unter diesen preist er den genialen Frohsinn des Richard Sbrulius, die Gelehrsamkeit Carlstadts, die liebenswürdige Hilfsbereitschaft und Herzlichkeit Spalatins am meisten (I, S. 58; 80; 85). Zwei Männer aber gewannen in diesen Jahren auf Scheurls Denken und Streben bleibenden Einfluß, Otto Beckmann und Jodocus Trutvetter; jener stand neben, dieser über ihm. Eine echte Seelenfreundschaft bahnte sich in Wittenberg zwischen Beckmann und Scheurl an, die ihr ganzes Leben aushielt ohne bemerkbare Trübung. Zu Trutvetter blickte Scheurl stets nur voll scheuer Ehrfurcht empor.

Jodocus Trutvetter aus Eisenach, der Vertreter der herkömmlichen Schultheologie in Wittenberg, stand wie ein Moses unter der Schar der jungen Dozenten. Seine Gelehrsamkeit, seine Lehrsicherheit und sein geschlossener, durch Erfahrung gereifter Charakter sicherten ihm aller Hochachtung. Nur drei Jahre freilich, 1507—1510, blieb er in Wittenberg, dann kehrte er nach Erfurt zurück. — Scheurl trauerte tief um seinen Weggang, und die 47 Briefe, die er an ihn nach Erfurt richtete, bezeugen seine aufrichtige Verehrung. Vor allem bekennt Scheurl, daß er der sittlichen Reinheit und dem edlen Maßhalten Trutvetters unendlich viel verdanke für sein inneres Wachstum; auch in mancher Aeußerlichkeit ahmte er ihn nach; so legte Trutvetter Wert darauf, in besserem Latein zu schreiben als bisher üblich, und seine philosophischen Schriften mit Zitaten aus den Alten auszustatten (vergl. Kolde, M. Luther, I, S. 39). Der Aufblick zu dieser gewaltigen Persönlichkeit bewahrte Scheurl, auf den sich in so jungen Jahren reiche Ehrungen ebenso wie verantwortliche Arbeit häuften, vor Ueberhebung und Eitelkeit.

Als im Juni 1510 Jodocus Trutvetter Wittenberg entrüstet den Rücken kehrte, um als canonicus Beatae Virginis in Erfurt seine frühere Tätigkeit wiederaufzunehmen (I, S. 61), bezeichnete Scheurl dies als maxima iactura für die Hochschule, die ihr singulare ornamentum et lumen fulgidum gymnasii habe ziehen lassen (I, S. 62). Was Trutvetter zu solchem Schritte nötigte, ist aus Scheurls Briefen trotz vieler Worte nicht klar ersichtlich. Die recht ausfälligen Urteile Scheurls über den Senat der Wittenberger Hochschule legen nahe, daß es zu einem Zerwürfnis zwischen ihm und dem Senate gekommen war, an dem unius aut duorum libido ac petulantia die Schuld trug (I, S. 70). Ob unter diesem unus, wie einige vermuten, Carlstadt zu verstehen sei, scheint mir sehr zweifelhaft. Denn Scheurl hegte stets hohe Achtung, fast Verehrung für diese „seltene deutsche Natur, die mit einer angeborenen Neigung zum Tiefsinn den Mut verband, alles zu verwerfen, was man festgesetzt hat, oder alles zu behaupten, was man verwirft“ (Ranke); 1508 rühmte er ihn in öffentlicher Rede in Wittenberg (Theol. Stud. u. Krit. 1841, I, S. 90). Und als im Herbst 1511 Spalatin ihn vor

Carlstadt warnte, an dessen Aufrichtigkeit er zweifle, schreibt Scheurl: Carlstadium amicum habetis familiaritate tua haud indignum (I, S. 84). — Meines Erachtens ist unter dem unus Dr. Pollich zu verstehen; am 1. August 1511 schrieb Scheurl an Trutvetter, manche glaubten, daß Möllerstadts Unglück — sein Sohn war in Bologna ermordet worden — die Strafe für das Trutvetter angetane Unrecht sei (vergl. Bauch, Briefbuch, No. 53 a).

Scheurl ergriff vor versammeltem Senat offen und bestimmt die Partei des gekränkten Trutvetter und wies die Angriffe gegen ihn scharf zurück, obgleich die Gegner in der Majorität waren (I, S. 70 u. 71). Das hat ihm Trutvetter hoch angerechnet und nie vergessen (I, S. 77). Und dies hat auch wohl Scheurl in den unverdienten Ruf gebracht, daß er in ganz besonderer Weise „bei den Lehren und Satzungen des katholischen Kirchentums verharren" wollte und „für sie damals als Lehrer des kanonischen Rechts und als Schriftsteller positiv eingetreten sei" (Köstlin, M. Luther, I, S. 84). Aus Scheurls Briefwechsel, wie dies Koestlin (I, S. 748) behauptet, ist so etwas nicht zu ersehen.

Durch seine Parteinahme für Trutvetter zog sich Scheurl die Feindschaft mehrerer Wittenberger Dozenten zu; sie brachte ihm den Beinamen Erphordianus ein (I, S. 81). Darüber setzte er sich leicht hinweg, weniger über die hämische Zuflüsterung, er habe sich durch sein Verhalten die Gunst des Kurfürsten Friedrich verscherzt (I, S. 81). Er hielt die größten Stücke auf seinen milden Herrn und hatte auch verschiedentlich erfahren, daß dieser ihm sehr gewogen war. So hatte ihm der Fürst den Wunsch aussprechen lassen, er möge sich in Wittenberg verheiraten und für immer in seinen Diensten bleiben (I, S. 57). Aber je fühlbarer die Spannung im Wittenberger Dozentenkolleg wurde, umso weniger war er geneigt, auf diese fürstlichen Wünsche einzugehen.

Auch scheint seine Gesundheit in Wittenberg unter dem Drange der Arbeit gelitten zu haben; er bekam häufig Fieber und hatte Gelegenheit, auf dem Krankenlager seinen Mannesmut zu zeigen (I, S. 57); das feuchte, rauhe Klima Wittenbergs scheint die Schuld daran getragen zu haben.

Vor allem aber vermißte er in seiner Wittenberger Stellung die Muße zu schriftstellerischer Betätigung, zu der er in sich einen rastlosen Trieb spürte. Spalatin verdankte er es, ihn immer wieder zu wissenschaftlicher Arbeit angeregt zu haben. Er spricht dies einmal unumwunden und dankbar aus: studia mea propter civiles occupationes fatiscerent paene ac veluti arescerent, nisi iste veluti faces quasdam refrigerato ingenio admoveret (I, S. 86).

Spalatins Hilfe brauchte er vor allem zur Anlegung seiner Bibliothek. Fast täglich trafen Neuerwerbungen ein; zu seinem Bedauern fehlte ihm oft die Zeit, Ordnung zu halten und die neuen Schätze rechtzeitig zu katalogisieren (I, S. 84). Er handelte aber dabei nicht bloß selbstsüchtig. Will (Gelehrtenlexikon S. 514 f.) zählt unter die Verdienste Scheurls um die Wittenberger Hochschule auch dies, daß „er derselben am ersten einen Buchladen verschaffet hat."

Anfang 1508 besorgte Scheurl einen Neudruck seines libellus in laudem Germanorum etc., der zu Leipzig in Quart erschien (I, S. 49). Außerdem gab er noch mehrere Orationes in Druck, so die Orationes D. Chr. Scheurli et M. Wolfg. Polichii Mellerstadii habitae in gymnasio Vittenburgensi, Rectoribus scholasticam praefecturam ineuntibus; sie wurden 1507 gehalten, als J. Trutvetter das Rektorat übernahm; ferner Oratio D. C. S. attingens laudes virtutis hab. d. 18. Quint. 1508, bei einer feierlichen Promotion von Scheurl als Dekan der juristischen Fakultät gehalten, und Oratio D. C. S. attingens litterarum praestantiam nec non laudem Ecclesiae Collegiatae Vittenbergensis hab. d. 16. Cal. Dez. 1508, bei einer Promotion als Vizedekan gehalten, Lucas Kranach, „dem Geistreichen, geschwinden und vollendeten Mahler Sachsens" zugeschrieben (Corp. Reform. I, S. 72 und G. Bauch, Zur Kranachforschung).

Von diesen Orationes bekannte Scheurl selbst bescheiden: si modo meae dicendae sunt quae ex multis auctoribus excerptae sunt (I, S. 58). Selbständiger und wertvoller für die Erkenntnis der religiösen Anschauungen Scheurls in seiner Wittenberger Zeit ist das Sacerdotum defensorium oder Christophori Scheurli i. u. doctoris libellus de sacerdotum ac rerum ecclesiasticarum praestantia tam christianis quam ethnicis exemplis abunde demonstrans, ed. 1511. Es ist seinem Oheim Johann Scheurl gewidmet, iurium doctor, canonicus multiiugus, Vratislaviensis antistitis vicarius (Bilibaldi Pirckheimeri opera S. 356—369).

Scheurl hatte in causa mercatorum Welserum contra principem Munsterbergium eine Reise nach Breslau gemacht und dort mit dem Oheim Johannes ein anregendes Gespräch gehabt. Dessen Ausgangspunkt waren die Steuerbedrückungen gewesen, die sich König Vladislaus seinem Klerus gegenüber zu schulden kommen ließ. Aber bald hatte der lebhafte Gedankenaustausch Onkel und Neffen veranlaßt, tiefer in die Sache einzudringen und des Klerus Stellung zum Staate klarzulegen. Als Scheurl heimkam — er gibt in einem Briefe (Anfang 1511) einen interessanten Reisebericht, der sein lebhaftes Interesse an allem, was am Wege lag, verrät, sein offenes Auge für alles Bemerkenswerte und seinen Forscher- und Sammlerfleiß zur Genüge zeigt —, hielt er am 10. Februar 1511 bei der Promotion des sarmatischen Priesters Andreas zum baccalaureus iuris eine Rede, in der er versuchte auctoritate et abunde demonstrare colendos esse sacerdotes et contendere, super omnia rebus sacris parcendum esse atque abstinendum.

Nach zwei einleitenden allgemeinen Bemerkungen, einmal daß die Religion die Laster austreibe und den Menschen mit Gott verbinde, dann daß wahre Lehre die Mutter aller Tugend sei und die edelste Zierde des Menschengeistes, kommt er zu den ganz unvermittelten Behauptungen: vera eruditio cum sacerdotio ita iungitur ut rosae liliis miscentur et gemmae auro cluduntur, und: sacerdotes vicarii Dei sunt et apostolorum locum tenent et lumen mundi sunt, quos nemo dubitat regum et principum omniumque fidelium patres et magistros censeri. Damit hat er seinen Standpunkt zur Sache klargelegt, und so ist seine Klage verständlich: nullam aetatem exstitisse, in qua sacerdotes tam illiberaliter atque indigne habiti fuerint ac nostra tempestate. — Zur Beweisführung holt er weit aus. Er weist die hohe Verehrung der Priester bei den alten Egyptern, Indern und Aethiopen nach, führt die Bestimmungen an, die zu Josephs Zeiten der Pharao zu diesem Zwecke erlassen habe, und belegt durch zahlreiche Anekdoten, daß auch bei den Römern der Religion hoher Wert beigelegt worden sei. Dabei offenbart er eine erstaunliche Quellenkenntnis, deren Zuverlässigkeit wir freilich nicht nachzuprüfen vermögen.

Zu diesem rein historischen Beweise seines Themas kommt nun ein biblisch-dogmatischer: Auch die schlechten Priester — er räumt ein, wenn auch sehr vorsichtig, daß es solche gibt (mali si qui sunt sacerdotes) — verdienen unsre Achtung, weil es uns nicht zukomme, ihr Leben und das von ihnen gepredigte Gotteswort zu kritisieren; er verweist auf Pauli Mahnung, nicht vorschnell zu richten und das Urteil lieber dem Herrn zu überlassen. Nun schöpft er aus seiner reichen Kenntnis der kirchlichen Dogmatik; es ist eigenartig, wie er als scharfsinniger Jurist deren Scheinbeweise und Wortklaubereien kritiklos hinnimmt und wiederholt; Trutvetters Einfluß auf Scheurl ist hier unverkennbar.

Nachdem er so luce clarius dargetan zu haben meint, sacerdotes in universum omnes tam bonos quam malos (si qui sunt) honorandos nobis esse, colendos atque adorandos, führt er als leuchtendes Vorbild Rudolf von Habsburg an, dessen Begegnung mit dem Priester er erzählt, und leitet aus solcher Pietät das Glück der Habsburger, vor allem des von ihm schwärmerisch verehrten Kaisers Maximilian her. Endlich schildert er die zeitlichen und ewigen Vorteile, die die Priester den Gläubigen verschaffen, die „in stetem Eifer für unser Heil dem Gottesdienst obliegen, unsre Sünden tilgen (comedunt) und bereit sind, für uns einzutreten im göttlichen Gericht, den Gläubigen Speise fürs ewige Leben spenden . . . sine quibus ne Christiani tandem esse possumus, sed nec ulla re sacra laetari. Kein Fürst, selbst der Kaiser nicht könne solches uns verschaffen: soli sacerdotes omnium dignissimi hoc ut possint electi praedestinatique coelitus sunt. — Darum preist er die sächsischen Fürsten Friedrich und Johann wegen ihrer religionis divinarumque rerum observantia; durch ihre Kirchenbauten u. a. zeichneten sie sich vor allen andren Fürsten aus. — Und darum verlangt er völlige Immunität alles Kirchengutes: ecclesiasticae personae et res ipsorum non solum iure humano, sed etiam divino a secularium personarum exactionibus sunt immunes.

Durch solche Ausführungen kennzeichnete Scheurl zur Genüge seine Stellung zur Kirche; ihre Lehre erklärte er für die vera et indubitata religio; irgendwelche Kritik lag ihm fern. Und er zeigte eine erschreckend beschränkte Ergebenheit der römischen Hierarchie gegenüber. — Es ist kaum denkbar, daß dies seine wahre Meinung gewesen sei. Er scheint ins Extrem getrieben worden zu sein einmal durch seine Stellungnahme für Trutvetter, dann

aber gewiß auch durch das Streben, von den „Poëten und Philosophen“ unterschieden zu werden, den oberflächlich gebildeten Literaten. Wegen seiner italienischen Studien war er in Gefahr, von solchen, die ihn nicht kannten oder ihm übel wollten, als solcher verschrien zu werden. Darum pries er mit Nachdruck die alten, festen Formen und Ordnungen, auch wenn er dadurch in den Ruf eines altmodischen Bildungsfeindes kommen sollte. Und es gehörte dazu sicherlich nicht weniger Mut als zur Parteinahme für den humanistischen Ansturm gegen alles Hergebrachte, besonders seitdem Mutians Ausspruch gefallen war: „Die ganze Welt teilt sich jetzt in zwei Parteien; eine ist für die Dummen, die andre für Reuchlin“.

Seit dem Anfang des Wintersemesters 1508/09 las Luther in Wittenberg, zunächst philosophische Moral und Dialektik, vom März 1509 an kursorisch über biblische Bücher als baccalaureus ad biblia. Es ist auffällig, daß in Scheurls Briefen aus dieser Zeit sein Name nie genannt ist. Persönlich müssen sich Scheurl und Luther kennen gelernt haben, denn jener verkehrte im Kreise der Augustiner. An Henlein, den Augustinerprior in Nürnberg, berichtete Scheurl am 3. Juni 1507, daß die Augustiner sich in Wittenberg ein Heim bauten, und fügte hinzu: ubi aliqua auctoritate apud christianissimos principes polluero, praestabo me ei negotio fidum procuratorem: ab ineunte enim aetate, ut nosti, ordinis tui studiosus exstiti (I, S. 46). Daß ihm trotzdem Luther nicht näher getreten ist, erklärt sich leicht. Nach seinem Amtsantritt schrieb Luther an Braun, er habe jetzt „heftig“ zu studieren; die Promotion zum Baccalaureus warf ihn dann erst recht tief in die Arbeit hinein. So verließ er wohl selten seine Klosterzelle und suchte keinerlei geselligen Umgang. Auch scheint durch Scheurls Schweigen sich die Vermutung Koldes (M. Luther, I, S. 72) zu bestätigen, daß Luther in diesem Jahre seine Vorlesungen nicht in der Universität, sondern in der Studienanstalt des Klosters gehalten habe. Bereits im Spätherbst 1509 kehrte dann Luther nach Erfurt zurück, und erst nach Ostern 1512 war er wieder in Wittenberg, als Scheurl schon nach Nürnberg übergesiedelt war. In zwei Briefen an J. Trutvetter nach Erfurt aus dem Jahre 1511 bittet Scheurl um einen Gruß an optimum antistitem nostrum (I, S. 78 u. 83) und verspricht, diesem eine Kopie seiner Oratio de sacerdotum laude zu senden (I, S. 73); es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter diesem antistes Luther zu verstehen ist und demnach Scheurl ihn doch während seiner kurzen Tätigkeit in Wittenberg kennen und schätzen gelernt hat.

Vom 16. Februar bis 18. Mai 1510 unternahm Scheurl einen sehr eiligen Ritt nach Bologna. Ueber Leipzig, Nürnberg und Augsburg kam er dorthin, löste seine noch immer verpfändeten Bücher ein, die er „von Ungeschichten in ayner Podegen fand“, zahlte den Rest von seinen und Dr. Mühlbecks Schulden bis auf den letzten Pfennig, „khauffet ein Pallen Bücher, riet gen Mayland und kauffet noch zwen Pallen Bücher, machet new Schulden, dofür er dy Bücher zum Tayl dahintenliess und zum Tayl für das Furlon verpfendet“, und ritt am Abend vor dem Pfingstfeste bereits wieder in Wittenberg ein, „begirlich und fröhlig, ob er woll gantz aynig aus- und eingeritten war, und zalet dieselben Schulden auch erberlich ab“. Dieser an Kürze unübertreffliche Bericht im Scheurlbuch kennzeichnet zur Genüge Scheurls leichten Sinn und Sammeleifer, „darumb seine Mutter genug unwillig ward“.

Die wachsenden Wirren in Wittenberg und die sich steigernden Anfeindungen legten Scheurl den Wunsch nahe, seine Schritte anderswohin zu lenken. Taedet me turbulentae reip. et status mei, klagt und entschuldigt er sich Trutvetter gegenüber (I, S. 73 u. 82), cedo tempori et praeterea chartulis et optimis assectatoribus. Solche Fahnenflucht schien ihm gerechtfertigt, da noch ein anderer sie plante, zu dem er in dankbarer Ergebenheit und durch nichts gestörter Zuneigung aufblickte: Doctor Staupitz et ipse temporum pertaesus abeundi petiit consensum (I, S. 78).

In älteren Jahren gibt er freilich andre Gründe an. Im Scheurlbuch berichtet er von den wertvollen Diensten, die er den Welsern, Grubern (?Geudern) und andren Handelsgesellschaften geleistet habe“, durch das alles er dermossen beschreyt und bekhaunt ward, das er nit allein ein dapfer Heirath zw Leyptzkh oder sonst in der Landart, einen großen Namen und Gelts genug erlangen mögen, sonder das auch Herr Anthoni Tucher aigner Bewegnus, seyn und seyner Eltern unbewust und unversehen, von Einem Erbern Rath diser Stat bevelh

erlanget, ihm . . . . . zu schreyben, welchermassen, wie lang und um was Solts er seynem Herrn verpflicht war, dann ein Erber Rath gedecht, mehr Doctorn anzunemen."

Von vornherein hatte er seine Stellung in Wittenberg nur als Durchgangsposten angesehen. Von anfang an suchte er mit dem Kaiserhofe Verbindungen anzuknüpfen: quaerebam conditionem apud regem, quod sperabam me fore procuratorem rei publicae vestrae, gesteht er in leichtbegreiflicher Selbsttäuschung seinem Oheim Tucher bereits im Mai 1507 (I, S. 45). Diese kühnen Pläne scheinen sich aber bald zerschlagen zu haben; er faßte nun seine Vaterstadt Nürnberg als künftigen Wirkungskreis fester ins Auge und versäumte keine Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Nürnberger Rates auf sich zu lenken und sich ihn durch kleine Dienste zu verbinden (I, S. 45). Und den Augustinerprior Henlein in Nürnberg bat er: si quando de me sermo orietur (oriturum scio ubi tu voles), commenda me senatoribus nostris non vulgariter, assere nihil me malle quam occasionem mihi offerri de illis bene merendi (I, S. 46).

Im Februar 1510 scheinen ihm bereits Anerbietungen aus Nürnberg gemacht worden zu sein; es handelte sich um die Propst-Stelle an St. Sebald. Seine Neigung zum geistlichen Stande war noch nicht erloschen: der Zölibat schreckte ihn nicht, und die Muße zu literarischer Tätigkeit war sehr verlockend. Zu gleicher Zeit winkten ihm von andrer Seite Ehren. Er wurde nochmals zur sächsischen Kanzlerstelle in Ostfriesland in Vorschlag gebracht. Nun schwankte er und erwog und wußte sich keinen Rat.

In seiner Not handelte er als echter Sohn seiner Zeit; er wandte sich an die Sterne. Schon früher hatte er an seinen einstigen Lehrer Vogel nach Breslau geschrieben, ob er einen Sternkundigen wisse; den möge er -- secrete obsecro — befragen, wie er sein Leben gestalten solle (I, S. 87). Nun wendete er sich an den dominus astrorum peritissimus Georg Leimpach, den er in Halle flüchtig kennen gelernt hatte, tanquam ad oraculum. Nach genauer Angabe seines Geburtstags und anderer Daten aus seinem Leben beschreibt er sein Aeußeres und fragt, ob er in Sachsen bleiben oder nach Nürnberg heimkehren, ob er heiraten oder die Gelegenheit ergreifen solle, Kleriker zu werden, und endlich, welches Geschick er auf einer Reise nach Italien zu erwarten habe.

Welche Antwort er erhielt, ist nicht zu ersehen. Aber am 9. Dezember 1511 beschloß der Rat zu Nürnberg, den Doktor Scheurl zu einer Reise nach Nürnberg „auf eines Rates Zehrung" einzuladen, um mit ihm über seine Anstellung zu verhandeln. Anfang Januar 1512 war Scheurl dort und wurde auf fünf Jahre als Ratskonsulent und zugleich als Assessor beim Stadtgerichte angestellt. Für seine Verwandten durfte er als Anwalt tätig sein; aber sein Wunsch, auch die Welsersche Handelsgesellschaft vor dem Stadtgericht vertreten zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen — das erste Zeichen der Eifersucht, die ihm in Nürnberg zeitlebens zu schaffen machte.

Am 23. März 1512 gab Scheurl „den Doctorn und Regenten der Universitet sambt den vordersten Burgern ein Abschiedsessen, thet inen mit Lachsen, Piperschwentzen und in ander Weg so gütlich, das lang und weyt davon geredt ward, und nam nach vollbrachter Maltzeit mit treferten Augen Urlaub von inen mit ererbittlicher Entschuldigung und Danckhsagung aller ertzaigten Wolthaten. Dergleichen lud er zum Nachtmahl seine best Freund aus inen widerumb und ander mehr Burger sambt iren Weybern und Töchtern und machet mit inen eynen freundlichen guten Abschied. In der folgenden Nacht zog er nit vast fröhlich von dannen, zunächst nach Leipzig, wo ihn sein Vater erwartete, und füret über Bezalung aller Schulden ungeverlich aynen Gulden aus Wittenberg, den er dy fünf Jar erobert" (Scheurlbuch).

Das Scheurlsche Geschlechtsbuch gibt an, daß Christoph Scheurl am 3. April 1512 nach Nürnberg kam und am 12. für seine Aemter in Pflicht genommen wurde. Zum Briefschreiben scheint er in diesen Monaten keine Zeit gefunden zu haben. Sein Briefbuch weist vom 4. Februar bis 27. April eine beklagenswerte Lücke auf.

Dem ersten ausführlichen Schreiben aus Nürnberg vom 12. Mai 1512 an Jod. Trutvetter merkt man es deutlich an, wie sich Scheurl von einem lastenden Drucke erlöst fühlte. In Wittenberg klagte er einmal: lateo in hoc angulo Saxoniae (I, S. 47); jetzt schreibt er glückselig: sum in emporio rerum novarum quas ex mercatoribus colligere potui (I, S. 87 u. 88),

und: ego in hoc Europae emporio positus sum, quo undique tabellarii advolant (I, S. 96). Er fühlt sich mächtig angeregt, und sein Interesse an den Weltereignissen ist wieder erwacht. Sein alternder, kränklicher Vater, der in diesen Jahren wegen eines Augenleidens häufig das Wildbad Pfäfers aufsuchte, teilte diese Anteilnahme an der Tagespolitik mit ihm und sammelte mit Eifer für ihn Nachrichten in den Kaufmannskreisen.

Scheurl war aber schon historisch geschult genug, diese ihm von allen Seiten zuschwirrenden Gerüchte mit aller Vorsicht aufzunehmen und sorgfältig zu sichten. Oft wartete er lange, ehe er eine verdächtige Nachricht weitergab; eine falsche berichtigte er möglichst bald (I, S. 92; 93; 117 u. a.). Die zahlreichen Belege dafür zeigen klar, wie bitter Unrecht man ihm tut mit dem Vorwurfe leichtfertiger Geschwätzigkeit und eitler Sucht, Neuigkeiten weiterzutragen.

Scheurls Briefe machen in dieser Zeit eine sehr wohltuende Wandlung durch: die klingenden Phrasen schwinden immer mehr, der Inhalt wird immer reicher. Oft muß er sich bei dem Streben, recht viel mit möglichst kurzen Worten zu schildern, wegen des vernachlässigten Stils entschuldigen (I, S. 93 u. ö.).

Eine große Anzahl neuer Bekanntschaften nahmen in Nürnberg Zeit und Interesse in Anspruch. Es ist darum bezeichnend für Scheurl, daß er dennoch den Wittenberger Freunden manche Stunde widmete und sie in nichts vernachlässigte. Das deckt ihn völlig gegen den hämischen Vorwurf, ein „Allerweltsfreund" zu sein und „über immer neuen Freundschaften die alten zu vergessen". — Gleich nach seiner Ankunft in Nürnberg hat er an jeden der Freunde in Wittenberg geschrieben. Von einer Anzahl blieb die Antwort aus, und das schmerzte ihn, da er sich bewußt war, es mit ihnen gut gemeint zu haben (I, S. 90 u. 94). Auch wurde ihm manche von den Schmähungen hinterbracht, die man ihm von Wittenberg aus nachwarf; sein gutes Gewissen gab ihm die Kraft, sich darüber ruhig hinwegzusetzen; me peperit mater, schrieb er, iniuriarum contemptorem, non vindicem (I, S. 99).

Der Briefwechsel mit Wittenberg beschränkte sich bald auf drei Freunde, auf Otto Beckmann, Nikolaus von Ambsdorff und Georg Spalatin. Während in den Briefen an jene beiden mehr das Streben zum Ausdruck kommt, Neues und Interessantes mitzuteilen, und weniger Wert auf die Form gelegt wird, ist in den Schreiben an Spalatin jeder Ausdruck gefeilt. Denn in diesem bewunderte Scheurl den klassisch gebildeten, belesenen Humanisten. Spalatin vermittelte ihm gelehrte Bekanntschaften (I, S. 95) und lieferte ihm u. a. auch eine Grabschrift für Lorenz Tucher (I, S. 95); dafür verhandelte Scheurl für Spalatin über den Ankauf der wertvollen Büchersammlung des Astronomen Joh. de Monte Regio für die kursächsische Bibliothek in Wittenberg (I, S. 105).

Zwischen Beckmann und Scheurl hatte sich in Wittenberg das zarteste, innigste Freundschaftsverhältnis angeknüpft: te semper ut fratrem dilexi, amavi, colui, semper amabo, colam, diligam; omnem meam fortunam tibi communem dedico (I, S. 100 u. 107), versicherte ihm Scheurl wiederholt. Von ihm ertrug er gern Tadel und war ihm auch für ein scharfes Wort dankbar (I, S. 96); an seinen Briefen konnte er sich nicht satt lesen (I, S. 152); immer wieder erkundigte er sich nach ihm: cura intelligam, quid agat Otto, quam belle valeat Otto. Er ist sofort bereit, ihn auf der geplanten Reise nach Italien mit Rat und Geld zu unterstützen (I, S. 97). Denn er blieb sich wohl bewußt, wie veredelnd Beckmanns Einfluß auf ihn gewirkt hatte; morum gravitatem, vitae sanctimoniam verdankte er ihm (I, S. 108), und er hoffte, an Beckmanns Seite der Welt zu beweisen, daß auch ein iurisperitus ein reines Gewissen haben könne (I, S. 106).

Bei seiner Uebersiedlung nach Nürnberg hatte Scheurl erwartet, mehr Zeit zu humanistischen Studien zu gewinnen. Doch diese Hoffnung schwand mit den Jahren immer mehr (I, S. 116 u. 126). Schon nach halbjähriger Tätigkeit im neuen Berufe klagte er über sich allzu sehr häufende Arbeit (I, S. 95; 103; 115; 116). Man erkannte bald seine vielseitige Tüchtigkeit und nutzte sie aus. Er war unter acht Ratskonsulenten der letzte (I, S. 93); dennoch betraute ihn der Rat bald mit wichtigen Missionen, so als orator zum Herzog Georg von Sachsen schon im August 1512 (I, S. 95), als Kläger gegen das adlige Raubgesindel in Nürnbergs Umgebung vor dem Reichskammergericht im Oktober 1512 (I, S. 99 u. 119).

Sein Wunsch freilich, auch an den Kaiserhof als Nürnberger Gesandter zu kommen, ging noch nicht so bald in Erfüllung (I, S. 93).

Das häufige öffentliche Auftreten nötigte ihn, auf sein Aeußeres mehr als bisher Gewicht zu legen (I, S. 100); bald klagte er, daß sein Assessorengehalt kaum für Beschaffung der Prunkgewänder lange (I, S. 90). Er wohnte in Nürnberg bis zu seinem Tode im Vaterhause: sub arce posita est domus Schewrlina Maximiliani hospitium (I, S. 108).

Am Abend kam er oft schwer ermüdet nach Hause; aber er zwang sich defessis digitis calamum attingere (I, S. 103) und gab in einem Briefe seinen Gedanken Ausdruck; und während des Schreibens wuchs Eifer und Interesse cum animi recreatione. Er fühlte es geradezu als Pflicht, seine Freunde an allem teilnehmen zu lassen, was er selbst sah, hörte und erlebte; und er wußte, seine Briefe machten Freude. Andren aber gefällig zu sein, das gehörte zu Scheurls Natur. Vellem ita vitam instituisse, ut omnibus fecissem satis, displicuissem nemini, spricht er einmal als Grundsatz seiner Lebensführung aus (I, S. 94). Man hat wohl kaum ein Recht, ihm deshalb unmännliche Glätte und Geschmeidigkeit vorzuwerfen.

Dabei war es Scheurl Bedürfnis, das, was er niederschrieb, zu schöner Darstellung zu bringen. Er flocht in seine Schilderungen geographische und geschichtliche Bemerkungen ein, die seine Belesenheit zeigen; nirgends gab er trockne Darstellungen, immer bot er Interessantes in gefälliger Form. Geradezu dramatisch ist seine Schilderung von der Einbringung des Raubritters Leonhard nach Nürnberg (I, S. 146). Man hat dies ein eitles, selbstgefälliges Prahlen mit schöner Form genannt; aber das sind Privatbriefe, in denen er so schildert, keiner war für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Mit den Jahren erweiterte sich der Gesichtskreis, aus dem er Bemerkenswertes meldete; er erzählte vom italienischen Kriegsschauplatze ebenso wie über die politischen Vorgänge in Bayern und Württemberg (I, S. 131); selbst die Kämpfe der Polen verfolgte er mit Interesse (I, S. 135). Seine politischen Anschauungen wurden dabei immer klarer, seine Stellung fester. Die Begeisterung für Kaiser Maximilian wuchs stetig; über Papst Julius II. erlaubte er sich recht freie, scharf absprechende Urteile (I, S. 98, 133, 149, 161); den heftigsten Haß fühlte er gegen die Franzosen und konnte nicht genug über ihre Bestechungen und Bestechlichkeit, über Hinterlist und Treubruch bei ihnen herziehen (I, S. 130 u. 133); ihren König Franz verachtete er als morbosus, phthisicus, semivir (I, S. 133). In Deutschlands innerer Politik klagte er über Aufstände allerorten, über die wachsende Unsicherheit, das Schwinden des Gehorsams und der Botmäßigkeit als Folgen des französischen Einflusses (I, S. 113).

Ob sich in dieser Zeit auch seine religiösen Ansichten abklärten, ist nicht zu erkennen. An Trutvetter und Beckmann hatte er echte Religiosität kennen und schätzen gelernt, und manches Bekenntnis echt evangelischer Gesinnung enthalten die Briefe an sie (I, S. 104 u. ö.). Daneben aber finden sich Aeußerungen, die ihn noch ganz befangen erscheinen lassen in den Aeußerlichkeiten mittelalterlicher Frömmigkeit. Er sehnte sich danach, in der Wittenberger Schloßkirche Allerheiligen zu feiern, limina sancta deosculari und die heiligen Reliquien zu schauen (I, S. 100 u. 117); er verehrte seinen Schutzpatron, den heiligen Christophorus, über alles (I, S. 151) und ließ ihm zu Ehren Messen lesen (I, S. 132), schickte das Bild des Heiligen an Trutvetter mit der Bitte, es weihen und dessen Reliquien einreihen zu lassen (I, S. 142).

Am 17. Januar 1513 kam der von Julius II. nach Ungarn verwiesene Kardinal von Ferrara, Fürst Ippolito d'Este, durch Nürnberg. Dies gab Scheurl Gelegenheit, den Mitbürgern seine Gaben als Redner und Höfling im vollen Glanze zu zeigen. Seinem Freunde Beckmann schilderte er den fürstlichen Besuch und die ihm dabei zugefallene Rolle ausführlich und farbenreich (I, S. 109 ff.).

Dem Kardinal, den der Ruhm der blühenden Reichsstadt anlockte, ritten der Senator Georg Futterer und Scheurl an der Spitze von 60 Reisigen bis zum zweiten Meilensteine entgegen. Hier hielt Scheurl, vom Anblick des Kirchenfürsten begeistert, eine wortreiche lateinische Ansprache. Der hohe Gast zog dann unter großem Volkszulauf in die Stadt ein; bei Ueberreichung der üblichen Geschenke (Wein und Fisch) bot sich Scheurl zum zweiten Male Gelegenheit, seine Redegabe zu zeigen, wobei er nicht umhin konnte, seine

Geschichtskenntnisse geschickt anzubringen (vergl. von Soden, Beiträge, S. 32, Anm.). Der Kardinal erwiderte lateinisch in leutseligster Weise. — An diesem Tage, es war der des heiligen Antonius, feierte gerade Scheurls Vaterschwesterkind Helena Tucher — ingenio forma et quinque milibus dotata, wie sie Scheurl ebenso kurz wie bezeichnend charakterisiert — ihre Hochzeit. Der Kardinal sagte Scheurl bereitwillig zu, am Abend dem Feste einige Stunden beizuwohnen. Eilfertig warb nun Scheurl, um den Tanz recht zu beleben, 32 befreundete Bürger, die ihrerseits die schönsten Frauen und Jungfrauen mitbrachten. Fürst Hippolyt weilte kurze Zeit an der Hochzeitstafel, dann sah er dem Tanze lange höchst belustigt zu und lud die ganze Hochzeitsgesellschaft für den nächsten Tag zu Tisch. Das aber schlug Scheurl mit aller Entschiedenheit ab; er fürchtete, den Neid seiner Mitbürger zu sehr zu erregen, auch argwöhnte er, daß einige der Geladenen durch ihr Benehmen bei Tisch die hohe Meinung des Kardinals von der Stadt und ihrer Bürgerschaft etwas herabstimmen möchten, quod mulierculae quaedam ob formam quaedam ob famam neglectae erant.

Bei dem Rundgang durch die Stadt am folgenden Tage, bei der Besichtigung ihrer Befestigungen, Bestückung und Sehenswürdigkeiten imponierten Scheurl, der den Gast führen und belehren durfte, dessen umfassendes Wissen und vielseitiges Interesse; modo Apellem, modo fictorem diiudicares, schrieb er, ita ad singula aptum et pulchrum habet ingenium, ut nonnisi illi arti studuisse putes. Scheurl versäumte dabei natürlich nicht, auch sein Licht gehörig leuchten zu lassen. Er weihte den hohen Gast in die Nürnberger Patriziergeschichte ein, und in Vergleichen offenbarte er seine Einzelkenntnisse in der Familiengeschichte des Hauses Este ebenso wie in den italienischen Unruhen und Kriegen, ita ut de homine germano miraretur praeses vehementer. Immer leutseliger, vertrauter wurde Hippolyt im Verkehr mit ihm, immer wieder nötigte er ihn bei längeren Erklärungen zum Sitzen und duldete nicht, daß Scheurl entblößten Hauptes sprach; „ohne Scheurl wollte er weder frühstücken noch zu Mittag speisen; er mußte in seiner Nähe schlafen; wohin man gehen, was man sich ansehen wollte, alles entschied Scheurl". Und beim Abschiede zeichnete der Kardinal ihn noch ganz besonders aus, umarmte ihn und nahm ihn patentibus litteris in rationarium suorum familiarium domesticorum et coepulorum auf, wobei er ihm eine Reihe Privilegien verlieh und ihn den Fürsten zu empfehlen versprach, bei denen sein Wort etwas galt.

Dies tat Scheurl ungemein wohl; einmal nährte es seine Eitelkeit, die keiner ihm ganz absprechen wird; dann erinnerte ihn der Umgangston, die Sprache des feingebildeten Italieners an seine sonnige Studentenzeit; und endlich spürte er deutlich, wie ihn solche Auszeichnung in den Augen seiner Mitbürger hob. Zum ersten Male kam dem Rate und der Bürgerschaft die geistige Bedeutung ihres Konsulenten zum Bewußtsein. Da ist es besonders bezeichnend für Scheurl, daß er im Rausche solches Glücks seines armen Freundes gedachte. Er verwandte sich beim Kardinale und einem seiner Räte für Otto Beckmann, damit er auf seiner italienischen Reise parvo aut nullo pretio doctrinae gradum erlangen könne; denn noch immer galt ihm als höchste Ehre, auf Italiens Boden promoviert zu werden.

Die glänzende Zukunft, die Scheurl zu winken schien, machte ihn zu einer guten Partie. Er erhielt mehrere Anträge begüterter Familien. Bei einer puella multis animi dotibus et sex milibus dotata wäre es beinahe ernst geworden. Aber Verwandte des Mädchens traten dazwischen, die an Scheurls agnatio Anstoß nahmen; er blieb frei und war darüber nicht allzu betrübt (I, S. 99 u. 101).

Er suchte und fand Ersatz in literarischen Arbeiten, denen er alle Freizeit widmete. Sein libellus de sacerdotum praestantia erlebte im Sommer 1513 die dritte Auflage; er hatte die Freude, daß diese Arbeit überall in Deutschland mit Beifall aufgenommen wurde und daß man sich in Nürnberg, wo sie in mehr als tausend Exemplaren verbreitet war, geradezu um sie riß (I, S. 121 u. 127). Ferner veröffentlichte er: „Vierzig Sendbriefe (Sixti Tucheri, Praepos. Laur. Nor.) aus dem Latein in das Deutsche gezogen, mit viel heilsamen christlichen Lehren vermengt, den Lesenden zu sonder Frucht und Reitzung inbrünstiger Andacht dienlich", die 1515 in Nürnberg bei Friedrich Peypus ohne Namen des Herausgebers erschienen. Scheurl hatte diese Briefe zunächst nicht für weitere Kreise, nur für Klosterfrauen bestimmt, um ihnen zu zeigen, wie ein Mensch sich ein reines Gewissen erhalten könne und quomodo etiam facile in se ipsum rediret, si quando cogitatus suggestione maligni evagarentur (I, S. 135).

War er doch in der letzten Zeit mehrfach mit Nonnenklöstern in Nürnberg und dessen Gebiet in Berührung gekommen. Die Frauen zu St. Katharinen hatten ihn mit Erlaubnis des Rats zu ihrem Rechtsvertreter gewählt. Die Konvente zu St. Clara und Pillenreuth beauftragten ihn, auf ihre Kosten nach Erfurt zu reiten, um dort rückständige Zinsen einzutreiben. Er hatte dabei manches kennen gelernt, was der hohen Meinung vom Klosterleben nicht entsprach, die er sich an seiner Tante Apollonia Tucher, der Priorin, und an Charitas Pirkheimer, der ehrwürdigen Aebtissin bei St. Clara, gebildet hatte. Es drängte ihn, hier nach seinen Kräften Wandel schaffen zu helfen zur Ehre der Vaterstadt und der Kirche.

In demselben Jahre 1515 erschien eine weitere Schrift Scheurls, die vita Anthonii Kressi, deren ungeahnter und unbeabsichtigter Erfolg ihm die Lust an schriftstellerischer Tätigkeit für lange hätte verleiden können.

Dr. Anton Kreß wurde 1503 Propst bei St. Lorenz in Nürnberg als Nachfolger Sixt Tuchers und bekleidete dies Amt zehn Jahre; er starb „in früher Jugend“ 1513. Im Gegensatz zu dem mystisch veranlagten Sixt Tucher war er der juristisch durchgebildete, klare, scharfe Denker, der die humanistische Richtung im Rat lebhaft unterstützte und eifrig bemüht war, die Stelle des Rektors bei St. Lorenz nur mit tüchtigen, weltoffenen Gelehrten zu besetzen.

Diesen Mann hat Scheurl ungemein hoch geschätzt. Er rühmte an ihm, daß er mit tiefer Religiosität Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit, Sittenreinheit verbunden und durch sein Hinscheiden aufrichtige, sehnsüchtige Trauer hervorgerufen habe (I, S. 128). Bei der Wahl des Nachfolgers wurde Scheurls Name allgemein genannt, obgleich er geflissentlich auch nur den Schein einer Bewerbung mied (I, S. 128). Als freilich die Wahl dann auf Georg Behaim fiel, dem er in aufrichtiger Freundschaft zugetan war, fühlte er sich recht enttäuscht. Dies zeigt nur zu deutlich der schwungvolle Lobpreis, mit dem er die Entscheidung begrüßte: o divinum consilium, o gratiam coelicam, o beatum populum! in hac electione nihil datum sanguini, nihil ambitioni, nihil precibus: solius eruditionis, solius integritatis, solius bonae vitae habita ratio! (Pirckh. opp., S. 354)[1]).

In dieser vita reverendi patris Anthonii Kressi, i. u. doctoris et praepositi S. Laurentii, die er 1513 schrieb und bei ihrer Veröffentlichung 1515 dem Hieronymus Ebner, senator et duumvir Nurenbergensis, widmete (Pirckh. opp., S. 350—355), zeichnete er in Anton Kreß sein Ideal eines geistlichen Oberhirten: sein fleckenloses Leben, seine Offenheit und Wahrhaftigkeit rühmte er ebenso wie seine Gewissenhaftigkeit und seinen ausdauernden Fleiß; das befähigte ihn zu erfolgreichster Tätigkeit: er wahrte die Würde der Kirche, versöhnte die erbittertsten Gegner und half seiner Gemeinde mit Rat und Tat; seine Muße würzte er durch den Verkehr mit den ingeniis nostri temporis.

Bei diesem Nekrologe ist durchaus nichts Verfängliches. Als aber Scheurl auf die Wahl des Nachfolgers zu sprechen kommt, wird er gegen die Nürnberger Regenten ausfällig. Nürnberg versorge ganz Europa mit Geist und Kunst, und doch hole es sich seine Machthaber von auswärts. Georg Behaim traf dieser Vorwurf freilich nicht, da der einer Nürnberger Familie angehörte (Reicke, Nürnberg, S. 573). Vielleicht war mit seiner Wahl endlich einmal die Gewohnheit durchbrochen, bei Besetzung einflußreicher Aemter die Einheimischen zu übersehen. — Deutlicher ist dann die Mahnung an die Ratsherren: date honores viro, non virum honoribus! Dieser Hieb gegen die reichsstädtische Vetternwirtschaft mußte sitzen.

Die Gegenwirkung ließ auch nicht lange auf sich warten. Am 22. August 1515 erhielt Scheurl einen Ratserlaß, von Caspar Nützel und Jörg Fütterer unterschrieben, der ihn beschuldigte, „etwelche schimpfliche, kindische Punkte und Artikel der Vordersten im Regiment hier wie auch andre Sachen und Personen eingemengt zu haben“ (von Soden, Beitr., S. 38). Der Rat bezeugte „ihm über solches Gedicht sein Mißfallen; denn das diene einem Rate und besonders einigen Personen des Rats mehr zu Unehren denn zu Lob und Ehren, ihm aber als Patron und Dichter desselben zu Schmach und Unglimpf“. Darum solle er

[1]) Bilibaldi Pirckheimeri opera. Francoforti MDCX.

„alle solche Büchlein schleunigst zu seinen Händen nehmen, wegräumen und weder um Geld verkaufen, ausgeben oder verschenken".

Scheurl fügte sich ohne Widerrede; das Schicksal seines armen, ruinierten Vaters warnte ihn vor jeder Auflehnung gegen den Willen des Rats; er wußte, daß dieser auch vor Gewalt nicht zurückschreckte, wenn seine Rechte oder Grundsätze angetastet wurden. Eine Anzahl mächtiger Männer wollte ihm nicht wohl: ut assolent omnia in peius interpretantes qui putant ceterorum laudes sibi obscuritatem afferre (I, S. 142); man fürchtete den homo novus. — Nürnberg war damals von bösen Wirren heimgesucht. Der Ratsherr Antonius Tezel, seit 1507 zweiter Losunger, wurde abgesetzt und lebenslänglich eingekerkert; auch gegen Pirkheimers Ehre und Stellung wurde mächtig gewühlt. Der Rat stellte sich auf Seite Pirkheimers, sah vielleicht in Scheurls Mahnung einen Angriff gegen diesen und deckte ihn (vergl. Reicke, Nürnberg, S. 639 u. 712). Scheurl hatte ein völlig reines Gewissen: ego recta et simplici intentione scripsi; ego nullius gloriae invideo nihilque mallem quam plures municipes habere doctos (I, S. 142).

Der Mißerfolg nahm ihm nicht die Lust, sich nach andren Stoffen zur schriftstellerischen Bearbeitung umzusehen; nur nahm er sich jetzt vor, das Gebiet der Vaterstadt als Historiograph zu meiden (I, S. 142). Es blieb zum Glück bei der Absicht. Noch im Jahre 1515 erschien Scheurls Commentarius de vita et obitu Dom. Hieron. Ebner (opp. Pirckh., S. 350) und ein Jahr später die Epistola ad Jo Staupizium d. XV. Dec. 1516 perscripta, in qua ratio atque habitus totius Reipubl. Norimb. satis copiose exponitur. oder, wie der Titel in der Uebersetzung lautet: „Von polliceischer ordnung und gutem regiment der loblichen stat Nurmberg, gethailt in sechs und zwaintzig capitl". Zum ersten Male wurde hier die Verfassung der Reichsstadt schriftstellerisch behandelt; das Buch machte großes Aufsehen und erlebte sogar mehrere italienische Uebersetzungen (Siebenkees, II, S. 512).

Die Veranlassung zu dieser Schrift gab der Generalvikar Johann von Staupitz wohl erst bei seinem Besuche in Nürnberg in der Adventszeit 1516; das erklärt die Eile Scheurls, der gesteht, daß er auf die Niederschrift des Buches nicht mehr als zehn Stunden habe verwenden können — ein glänzendes Zeugnis seiner Begabung und Arbeitskraft.

Scheurl hatte schon im vorhergehenden Jahre im Briefwechsel mit dem Generalvikar gestanden. Er war vom Rat nach Wittenberg gesendet und hier über alles Erwarten glänzend aufgenommen und gefeiert worden. Es war das erste Mal, daß er seit der Aufgabe seiner Professur Sachsens Residenz wieder betrat. Man riß sich förmlich um ihn; wer ihn bewirten wollte, mußte ihn schon vier Tage im voraus einladen. Auch der Kurfürst ehrte ihn und bezeugte ihm sein fortdauerndes Vertrauen (I, S. 139 u. 140). Es freute dies Scheurl um so mehr, als die Universität Wittenberg in den letzten Jahren schwere Wirren hatte überstehen müssen, die einen nach dem andern von denen, die um die Wiege der Hochschule standen, vom Platze trieben und selbst dem Patronus gymnasiasticus, Dr. Staupitz, den Aufenthalt in Wittenberg verleideten (I, S. 101 u. 104).

In Nürnberg hatte sich bereits seit dem Herbste 1512 eine societas Staupiciana gebildet, eine Vereinigung der begeisterten Verehrer des Generalvikars. Dieser hatte auf einer Reise nach Salzburg Ende Oktober 1512 zwei Tage in Nürnberg geweilt und unter gewaltigem Zulauf in der kleinen Augustinerkirche ad populum gepredigt (I, S. 101). Seitdem hielten die Staupiciani, von Scheurl gesammelt, vielleicht auch geleitet, fest zusammen und versuchten möglichst oft Staupitz zur Einkehr in Nürnberg zu bewegen (I, S. 118).

Das gleiche Jahr 1516, das Scheurl mit Staupitz wieder in persönliche Berührung brachte, knüpfte auch seinen Freundschaftsbund mit dem Manne, der sein Aufgehen in der Staupitzianer-Richtung verhinderte und seine Denkart vom Standpunkt der Reformatoren aus unheilvoll beeinflußte, mit Dr. Eck.

Schon vom Oktober 1514 an kommt Ecks Name in Scheurls Briefen vor. Johannes Eckius, theologus iuvenis promptus et intimidus, wie ihn Scheurl treffend kennzeichnet (I, S. 135), hatte conclusiones zum Disputieren aufgestellt. Scheurl war über diese empört und bat seine Freunde und alle, die bonum publicum amant, scandala abhorrent, temeritatem improbant, öffentlich dagegen zu schreiben, da solche Disputation impulsu et pollicitationibus mercatorum veranlaßt sei (I, S. 135). Es handelte sich um den Nachweis, daß Zinsnehmen eine gott-

gewollte Sache sei. Materiell durch den rex denariorum Fugger unterstützt, fand die Disputation dennoch statt, 1514 und 1515 in Augsburg, 1516 in Wien, und tat ihre Wirkung. Anfang 1516 machte Scheurl in Nürnberg die Wahrnehmung, daß sich viele Kaufleute zum Wucher berechtigt glaubten, quia Eckius ita disputavit (I, S. 148).

Um so überraschender wirkt nach dieser feindseligen Stellungnahme gegen Eck, daß Scheurl schon vier Wochen später, am 13. März 1516, Trutvetter meldet: „constitui cum doctore Eckio amicitiam“ (I, S. 153).

Dr. Johann Maier gen. Eck hatte damals die Höhe seines echten Ruhmes erreicht. Er genoß wirklich hohes Ansehen. Fünf Jahre jünger als Scheurl, hatte er in den von beiden gleich heiß erstrebten wissenschaftlichen Ehrungen diesen weit überholt. Schon mit 14 Jahren Magister artium und 19jährig baccalaureus theologiae, mit 23 Jahren Lizentiat und mit 24 Doktor und Professor, hatte er sich in fast allen Wissenschaften versucht. Seine staunenswerte Energie und sein Selbstbewußtsein ermöglichten ihm den tiefgreifenden Einfluß auf die Universität zu Ingolstadt, der er seit 1510 angehörte. — Mit jugendlicher Begeisterung hatte er sich einst in Freiburg den neuen Bestrebungen in Humanismus und Philosophie angeschlossen und dem oft öffentlichen Ausdruck gegeben. In Ingolstadt aber gab er diese schroffe Parteinahme für die moderni gegen die antiqui auf und betrat die sichere Mittelstraße; seine wissenschaftlichen Arbeiten zeigten das Bestreben, synkretistisch zwischen beiden Richtungen zu vermitteln, indem er, auf dem Grund der antiqui fußend, sich der Richtsätze der moderni bediente. Dies ließ ihn vielen als den kommenden Mann erscheinen. Die herzogliche Kommission zur Neuordnung der Universität Ingolstadt übertrug ihm gerade deshalb die Abfassung wichtiger Kommentarien; diese seine Arbeiten sollten die theologischen Studien neu beleben und dem Jahrhundert anpassen.

Scheurl war im Anfange des Jahres 1516 mit einer besonders schwierigen Rechtsfrage beschäftigt, die er mit allegationes Wittenbergenses bezeichnet (I, S. 147 u. a.). Er ersuchte eine große Anzahl Rechtsgelehrter und eine Reihe juristischer Fakultäten um eine Beurteilung seiner Rechtsauffassung: 18 celebres doctores und die juristischen Kollegien von Erfurt, Frankfurt und Heidelberg approbierten die allegationes. Die Ingolstädter zeigten sich zuerst dienstbereit, dann zurückhaltend; aber trotz ihrer Freundschaft mit der Gegenpartei traten sie wenigstens nicht für diese ein (I, S. 147 u. 152). Scheurl vermutete wohl mit Recht, daß er dies Eck zu verdanken habe. Er reiste nach Ingolstadt, um ihm persönlich seinen Dank abzustatten, und hierbei lernten sich Eck und Scheurl kennen und schätzen.

Scheurl wenigstens war von Ecks Art und Ansicht sofort eingenommen. Schon dessen Aeußeres machte auf ihn Eindruck (I, S. 153), die mächtige Gestalt, das heitere, liebenswürdige Wesen, vor allem aber sein Wissen, die schnelle Auffassung, das fabelhafte Gedächtnis, die Schlagfertigkeit. Dabei lockte ihn der gesunde reformatorische Zug an, der durch Ecks Aeußerungen ging; der kannte die Schäden der Zeit, vor allem die Unwissenheit und Verderbtheit des Klerus und brandmarkte sie ungescheut, ohne damit in revolutionäre Ueberstürzungen zu geraten. Das war ein Mann der rechten Mitte, wie ihn sich Scheurl ersehnte. Auch Pirkheimer war nach der ersten Bekanntschaft noch 1517 für Eck stark eingenommen; in seiner epistula apologetica pro Reuchlino reihte er ihn denen ein, die ihm das Muster eines Theologen waren. Der Sanguiniker Scheurl war völlig blind gegen Ecks Schwächen, seinen Mangel an Tiefe und Freiheit des Wissens und an Reinheit des Charakters. Die absprechenden Urteile des Cochläus und des scharfsichtigen Bernhard Adelmann, für den jener immer nur ein garrulus sophista blieb, kamen ihm damals wohl noch nicht zu Ohren; aber die abweisende Haltung seines väterlichen Freundes Trutvetter hätte ihn aufmerksam machen sollen. Scheurl gab sich die erdenklichste Mühe, Eck und Trutvetter in literarische Verbindung zu bringen. Eck war bereit, schien sogar nach Scheurls Aeußerungen den Gedankenaustausch mit Erfurt und Wittenberg dringend zn wünschen (I, S. 167 u. 168). Aber allen freundlichen Bitten, allen Schmeicheleien, allen versteckten und offenen Vorwürfen gegenüber verharrte Trutvetter in seinem eisigen, verletzenden Schweigen und ließ sich durch nichts bewegen, auch nur eine Zeile an Eck zu richten oder ihm durch Uebersendung einer seiner Schriften eine Aufmerksamkeit zu erweisen (I, S. 155, 162, 164 u. 167). Scheurl tröstete Eck von Monat zu Monat hin und geriet dabei in nicht geringe Verlegenheit, wie er Trutvetters Schweigen

erklären solle, ohne den neugewonnenen Freund zu kränken. Diese gutgemeinten Bemühungen brachten ihm Trutvetters Vorwurf ein, zu viel Freunde zu haben, den er mit klassischen Zitaten über den Wert zahlreicher Freunde zu entkräften suchte (I, S. 167).

In dieser Zeit der Verstimmung erlitt Scheurl einen schweren Verlust. Am 7. Juni 1516 starb ihm seine Mutter. Er war sich klar bewußt, was sie ihm jederzeit gewesen war; ihr Tod beugte ihn tief und machte es ihm lange Zeit unmöglich, wissenschaftlich zu arbeiten, auch nur ornate an seine Freunde zu schreiben (I, S. 164). Er ließ sie mit großem Gepränge in der Kirche zu St. Sebald vor St. Niklas' Altar in der Gruft ihrer Eltern beisetzen. Ihr Oheim, der greise Propst Melchior Pfinzing, hielt das Seelenamt in Gegenwart des gesamten Magistrats und zahlreicher Bürger. Nach allen Seiten hin richtete der Sohn an seine Freunde die Bitte, für die Seele seiner Mutter zu beten (I, S. 164, 169 u. a.), und ließ möglichst viele Seelenmessen nicht nur in Nürnberg, auch in Erfurt für sie lesen (I, S. 165). So zeigte er sich noch als treuer Sohn seiner Kirche in der Gesinnung und im Handeln.

Ein heftiger Windstoß pflegt dem Sonnenaufgang voranzugehen. Luthers Reformation wurde durch die Reuchlinsche Fehde angekündigt. Als die Angriffe der Kölner auf den allverehrten Gelehrten ganz Deutschland in die beiden großen Heerlager der Poeten und Sophisten spaltete, galt es Stellung zu nehmen. Schon 1512 (I, S. 105) erwähnte Scheurl Reuchlins Streben, die Schriften der Juden vor der Vernichtung zu bewahren. Noch 1514 (I, S. 134) schrieb er an Trutvetter darüber, ohne innere Anteilnahme zu zeigen, mehr aus wissenschaftlicher Neugier. Anderthalb Jahre später finden wir ihn auf Reuchlins Seite (I, S. 148), aber weniger, weil er von dessen Recht überzeugt war oder für ihn als den Vorkämpfer der neuen, freieren Wissenschaft einzutreten suchte, sondern weil der Kaiser Reuchlin schützte im Gegensatz zu Franz I., der für seine Pariser Fakultät eintrat. Die epistulae obscurorum virorum waren ihm im Februar 1516 trotz eifrigen Suchens noch nicht zu Gesicht gekommen; als ihm endlich ein Exemplar zuging, gab er es ungelesen an Trutvetter weiter, für den er es gesucht hatte. Er hatte sich von dem Eifer so vieler Gelehrter jener Tage nicht anstecken lassen, die die Sache mit einer Leidenschaft erörterten, als hinge die ganze Welt davon ab. Diese kühle Unbefangenheit bei den Streitfragen der Zeit hatte sich also schon damals bei ihm ausgebildet; er hatte sich gewöhnt, den Ueberblick zu suchen und sich nicht etwa von vornherein in den Dienst der einen Partei ziehen zu lassen.

Das denkwürdige Jahr 1517 brachte gleich in seinen ersten Tagen Scheurl in Verbindung mit Dr. Martin Luther. Am 2. Januar schrieb er an diesen. Wer ihn dazu veranlaßte, ist nicht schwer zu erraten. In den letzten Wochen des Jahres 1516 weilte Johann von Staupitz in Nürnberg, und die Größen der Stadt, Holzschuher und Ebner, die Fürer und Tucher, Pirkheimer, Spengler und Dürer drängten sich um den liebenswürdigen, feinen Mann; ein jeder wünschte, ihn bei sich zu sehen und seine Freundschaft zu genießen. Man war beglückt, mit ihm zu speisen, seinen Reden zu lauschen, von ihm Rat in allerlei weltlichen und geistlichen Dingen zu erhalten (II, S. 1, 5 u. 6; Kolde, Augustiner-Kongregation, S. 270 u. 271).

Mit Scheurl scheint Staupitz besonders herzlich verkehrt zu haben, und hauptsächlich besprachen sie sicherlich religiös-praktische Fragen, die damals die humanistisch gebildeten Patrizierkreise der Reichsstadt aufs tiefste bewegten (II, S. 5, 6 u. 9). Staupitzens Predigten in der Augustinerkirche hatten dies veranlaßt; so etwas, wurde überall behauptet, habe man noch nie gehört (II, S. 1). Der Freimut, mit dem der geistvolle Mann von „ainer waren echten rew" predigte, vor dem vermessenen Vertrauen auf den eignen Willen warnte, entzündete die Geister. In seinem Briefe an Luther konnte Scheurl nicht genug Worte finden, dies rühmend zu schildern; er behauptete, daß in den fünf Jahren, in denen er der Stadt diene, kein Mann so warm, so aufrichtig verehrt worden sei wie Staupitz (II, S. 1).

Für seine Person bekannte sich Scheurl als Gesinnungsgenosse der Augustiner: bei ihm finde nicht nur der geringste Ordensbruder jederzeit offnes Ohr und hilfsbereite Hand (II, S. 2), auch die Gedanken dieses Kreises teile er. Um dem auch öffentlichen Ausdruck zu geben, schrieb Scheurl seinen libellus de executione aeternae praedestinationis. Es sind nicht seine Gedanken, die er hier darlegt, sondern die Zusammenfassung der

Predigtgedanken, die Staupitz in der ihm eigenen Innigkeit und Kraft der Ueberzeugung in der Adventszeit in Nürnberg ausgeführt hatte. Bescheiden bezeichnete sich Scheurl als dessen cancellarius (II, S. 78). Er tat alles, um diese augustinische Auffassung von der „Vollziehung der ewigen Vorsehung Gottes“ zu verbreiten: der deutschen Ausgabe, die „am abent Sebastiani (20. Januar) anno 1517“ datiert ist, folgte eine lateinische mit dem Datum „Die sancte Thorothee (6. Februar) Anno a reconciliata divinitate 1517“; der deutsche Ausdruck genügte wohl Scheurl nicht, die Gedanken klar und scharf zu fassen (vergl. Kolde, Augustiner-Congregation, S. 274 Anm. 2).

Bei dieser gemeinsamen Arbeit Staupitzens und Scheurls mußte Luthers und seines Wirkens Erwähnung geschehen als des geschickten Kommentators des „Mannes von Tarsus“ und seiner Vorsehungsgedanken (II, S. 1 u. 2); dies veranlaßte Scheurl, jenen um Freundschaft und Verkehr zu bitten. Im Vergleich mit den überschwenglichen, oft alles Maß übersteigenden Lobeserhebungen, die bei den gegenseitigen Beweihräucherungen der Humanisten Sitte waren, zeigt Scheurls Brief an Luther eine wohltuende Einfachheit, fast Zurückhaltung im Ausdruck. Dennoch erfolgte ein geradezu grober Brief als Luthers Antwort vom 27. Januar 1517 (de Wette, Luthers Briefe etc., I, 28, S. 49). Nach der wohl nur als Formel, nicht ironisch zu nehmenden Anrede — suo in Domino unice amico — wettert Luther los: nichts sei ihm angenehmer, als wenn Staupitz gefeiert und das Wort Christi gepredigt, verstanden und gelebt werde. Aber nichts sei ihm widerlicher, als wenn einer ihn mit eitlen Titeln ziere, um seine Freundschaft zu erbitten; „ich will nicht, daß Du mein Freund wirst“. Diese schroffe Abweisung wurde freilich durch die ihr folgende Begründung gemildert: „nicht zum Ruhm, sondern zu einer Gefahr für Dich wird Dir die Freundschaft mit mir werden, wenn das Sprichwort wahr bleibt: amicorum omnia communia. Wenn das Meine durch solche Freundschaft Dein wird, so wirst Du nur reicher an Sünden, Torheit und Schande; denn darin besteht mein Besitz“; darum die Bitte: „schone Deine Ehre und schädige Dich nicht durch die Freundschaft mit mir“.

Wir bewundern Luthers Offenheit, mit der er dem fremden Manne einen Blick in sein zerrissenes Herz tun läßt. In seinem gewaltigen inneren Kampfe sah er seine alleinige Zuflucht beim Vaterherzen Gottes, mit dem er's um keinen Preis verderben will; und tantum recedit favor Dei, so schließt er, quantum accedit favor hominum. Deus enim aut solus aut nullus vult esse amicus. — Luther hatte sich damals gerade mit großer Mühe in Augustins Gedanken von der wahren Buße hineingelebt, die damit beginne, sich zu zürnen und zu verabscheuen; und mit gleicher Macht beeinflußte ihn Taulers Mystik, die als Heilmittel vom sittlichen Verderben der Menschheit und ihrer Grundsünde, der Selbstsucht, die Abkehr von allem Eigenen und Kreatürlichen fordert. Vollkommen erschien ihm nur der, welcher der Welt abgestorben war, sodaß ihn kein Reichtum stolz machte, Armut nicht niederdrückte, Ehre nicht blähte, Schmach nicht zermürbte. Wie eine lockende Sirenenstimme mußte da dem ringenden Manne Scheurls Bitte um Freundschaft dünken, die ihn wieder hineinzuziehen versuchte in den geistigen Flimmer des Humanismus und seiner Welt. Er fühlte, sein Herz war noch nicht ganz unempfänglich für solchen Glanz, und darum wappnete er sich mit Grobheit. Um Mißdeutung zu vermeiden, schloß Luther sein Schreiben mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß er so harte Worte brauche, nicht weil er Scheurls Aufrichtigkeit und Güte verkenne, sondern weil er für seiner Seelen Festigkeit fürchte. Er nannte ihn dabei einen pius et christianus homo, wohl auf Grund von Staupitzens Urteil, und wünschte, ihm darin zu gleichen, „soll die werdende Freundschaft von Dauer sein“, eine Bemerkung, die deutlich zeigt, daß seine Zurückweisung mehr theoretisch als ernstlich gemeint war.

Darum scheute sich Scheurl nicht, bereits am 1. April 1517 zum zweiten Mal an Luther zu schreiben. Dieser Brief entbehrt jedes rednerischen Schmuckes und scheint in aller Eile hingeworfen zu sein. So kurz er ist, so wichtig ist er als Scheurls erster Versuch, Luther und Dr. Eck in literarische, womöglich freundschaftliche Verbindung zu bringen. Von ihm über Luthers Bedeutung unterrichtet, habe Eck, so schrieb er, das heftigste Verlangen, sein Freund zu werden, und darum nicht nur Briefe, auch ein Exemplar seiner Disputationen an ihn gesandt. Er, Scheurl, hoffe, daß Luther ihm in herzlicher Weise antworten werde, denn Eck sei Luthers Freundschaft wert.

Scheurls Bewunderung für Eck war in stetem Steigen. Gelegentliche Bemerkungen zeigen, daß er auch an ihm Fehler wahrnahm; so vermißte er schmerzlich die suavitas morum bei einem Besuche Ecks in Nürnberg (II, S. 8 u. 11); aber dessen geistige Gaben konnte er nicht genug rühmen; der allmächtige Gott habe so viele und so bedeutende Vorzüge auf ihn gehäuft, daß recht viele Freunde davon genießen sollten (II, S. 11).

Um die Verbindung zwischen „seinem“ Eck und Wittenberg um so sicherer zustande zu bringen, suchte er auch den kurfürstlichen Bibliothekar Georg Spalatin mit Eck zu befreunden und rühmte ihn Eck gegenüber als idealen Bücherwurm und Bücherwart (II, S. 12), Eck in einem Briefe an Spalatin als schneidigen Disputator und vor allem als einen Gelehrten, der sich für das Griechische begeistere (II, S. 13).

Luther antwortete auf diesen zweiten Brief Scheurls in einem überaus herzlichen Tone (6. Mai 1517; de Wette, I, S. 32 u. 54), wie schon die Anrede zeigt: suo in Christo fideliter amico. Er dankte ihm für die Uebersendung seiner Schrift de praedestinatione und bat ihn dringend, die Verbreitung einiger seiner Arbeiten, die Staupitz mit nach Nürnberg genommen habe, möglichst zu verhindern; sie seien nicht für den verwöhnten, feingestimmten Nürnberger, sondern für den ungebildeten, derben Sachsen geschrieben. Er schickte Thesen Karlstadts und bat um deren Verbreitung im Nürnberger Gelehrtenkreise; zuletzt streifte er auch Scheurls Bitte, Eck betreffend: „Ich habe mir große Mühe gegeben, an „unsern“ Eck herzlich zu schreiben; ob er meinen Brief erhalten hat, weiß ich nicht“.

Die massenhaften Briefe, die Scheurl empfing und beantwortete, brachten ihm in dieser Zeit Erholung von der immer noch wachsenden Amtsarbeit. Er war immer gebunden, mußte stets zur Verfügung stehen, sodaß es ihm kaum möglich war, eine Nacht außerhalb des Stadtgebietes zuzubringen (II, S. 31). Manchmal meinte er, eine Torheit damit begangen zu haben, daß er seine Lehrtätigkeit aufgegeben habe, die ihm viel mehr Zeit und Muße zu humanistischen Studien ließ; und neidisch blickte er auf den geistlichen Stand, der nicht so wie seine Arbeit den ganzen Menschen in Anspruch nehme (II, S. 31). Umso anerkennenswerter ist es, daß er nach allen Seiten hin zu helfen suchte, wo man ihn brauchte. Dem Dominikaner Joh. Ketzmann in Köln bot er seine Dienste an (II, S. 15) ebenso wie dem jungen Nic. Zimmer (II, S. 19), der in Bologna studierte; er gab sich viele Mühe, in Nürnberg für Erasmus Stella aus Zwickau die Drucklegung wissenschaftlicher Arbeiten zu besorgen, und machte ihn mit den Neuerscheinungen des Büchermarktes bekannt (II, S. 20 u. 29); für Ulrich von Dinstedt bemühte er sich um eine Fürsprache am Kaiserhofe (II, S. 23), die er durch seinen früheren Lehrer Laurentius Campegius zu erlangen hoffte.

Im August und September 1517 reiste Scheurl in Amtsgeschäften ins Meißnische, besonders nach Annaberg i. E. (II, S. 38). In Zwickau fand er freundliche Aufnahme und wurde auch öffentlich ausgezeichnet (II, S. 25). Mit Freuden stellte er fest, daß hier wie auch sonst in Deutschland sich reges literarisches Leben kund tat (II, S. 23). Der Reuchlinsche Streit hatte die Geister geweckt; ihm folgte er mit lebhaftem Interesse, überall fahndete er nach Dunkelmännerbriefen (II, S. 14, 15, 18 u. 20); jedoch Stellung nahm er nicht: sum harum rerum desideriosus lector, iudicium aliis cedo (II, S. 20). Dabei erkannte er aber mit scharfem Blick die große Wandlung, die sich in der Theologie seiner Zeit anbahnte. Offenbar unter den Eindrücken, die er aus dem Meißnerlande mitbrachte, schrieb er am 30. September 1517 an Trutvetter (II, S. 23): „Nach meiner Ueberzeugung wird einmal eine gewaltige Veränderung der theologischen Studien erfolgen; dann wird einer auch ein christlicher Theologe werden können ohne Aristoteles und Plato“. Und in einem Briefe an Ambsdorff fügte er den fast gleichlautenden Worten noch hinzu: „Darum bemühen sich die Wittenberger aufs treuste als wackere Vorkämpfer“ (II, S. 27. Das, was Kolde, Martin Luther, I, S. 106, aus diesen Stellen herausliest, finde ich durch nichts begründet).

Dieser Zusatz stärkt die Vermutung, daß Scheurl auf seiner Meißner Reise im September 1517 auch in Wittenberg war. In seinen Briefen erwähnt er diesen Besuch mit keiner Silbe, aber ein kurzes Schreiben Luthers an Spalatin macht ihn wahrscheinlich. Dieses ist freilich ohne genauere Datumangabe (de Wette, I, No. 39, S. 63), doch Buddeus und nach ihm de Wette reihen es den Briefen aus dem September 1517 ein. Luther schrieb, nachdem

er Spalatin zum Essen eingeladen hatte: „Ist der Herr Christoph bei Dir, so soll er mit Dir kommen, sonst hat unser Otto (Beckmann) den Auftrag, ihn einzuladen".

Während Scheurl von Nürnberg fern war, hatte Luther an ihn geschrieben (11. September 1517). Den überaus herzlichen Ton des Schreibens kennzeichnet schon die Anrede: Suo imprimis amico . . . . advocato, sibi sinceriter venerabili und dulcissime Christophore. Auch die einleitenden Worte würde man eher aus der Feder Scheurls als Luthers erwarten (de Wette, I, No. 38, S. 61): „Habe ich auch keine besondere Veranlassung, die es rechtfertigte, an Dich, einen solchen Mann, zu schreiben, so benutze ich doch die Gelegenheit, an meinen Freund zu schreiben, wobei ich für jetzt alle Deine Titel und Würden, deren Auszeichnung Du so reichlich verdienst, weglasse, ... ad eum sane amicum, qui est purus et integerrimus atque humanissimus et, quod maxime ad rem pertinet, qui recenter et cognitus et inventus est. Wie schwer wiegt aus Luthers Munde solche herzliche Anerkennung und Freundschaftsbeteuerung; denn das übliche humanistische Phrasengeklingel lag ihm ganz fern. Noch mehr verrät eine weitere Bemerkung des Briefes, wie sehr Scheurl Luthers Herz gewonnen hatte: finis epistulae est, ut intelligas, quam egregiam de te tuaque fide opinionem conceperim. Scheurl hatte an Luther kleine Schriften des Dr. Staupitz geschickt, und Luther hatte sie teils verschenkt, teils verkauft. Dazu machte er eine Bemerkung in seinem Schreiben an Scheurl, die in gleicher Weise uns seinen Humor und seine äußere Lage kundtut. „Das Geld", schrieb er, „das mir der Verkauf einbrachte, habe ich Deiner Anweisung gemäß den Armen ausgezahlt, nämlich mir selbst und meinen Ordensbrüdern, denn einen Aermeren als mich selbst habe ich bis jetzt noch nicht finden können".

Dem Briefe legte Luther seine Disputationsthesen vom September 1517 bei (vergl. Koestlin, M. Luther, I, S. 137); er kannte ihre Schärfe und bezeichnete sie darum als positiones, prorsus paradoxas et prout multis videtur kakisodoxas; und er bat Scheurl, sie an Dr. Eck weiterzugeben; es scheint, daß ihm an dessen Urteil sehr viel lag.

Scheurls Antwort ist erst am 30. September geschrieben. Er war wohl bis zum 26. September verreist und fand Luthers Schreiben bei seiner Heimkehr vor. Die nächsten Tage nahmen die Amtsgeschäfte völlig in Anspruch, und erst am 30. gingen sechs Antwortschreiben nach den verschiedensten Richtungen.

Auf den herzlichen Ton, den Luther anschlug, ging Scheurl mit Freuden ein, ohne ihn zu überbieten. Er versicherte ihm, daß er der von Luther in Wittenberg und von W. Linck in Nürnberg vertretenen neueren Richtung der Theologie von Herzen angehöre; mit ihm scharten sich die angesehensten Nürnberger Bürger, wie Ebner und Holtzschuher, um Linck. Im Anschluß hieran bat er ihn, dem Hieronymus Ebner, dem mel et deliciae populi Nurnbergensis, der in ganz besonderer Weise für ihn begeistert sei, bei Tisch oft von ihm spreche und zu hören wünsche, Luthers Schriften immer in Händen habe und studiere und nur Christum, nichts andres kennen zu lernen wünsche — irgend eine seiner religiösen Schriften zu widmen oder ihm persönlich seelsorgerisch zu schreiben. Zum Schluß versprach er, Luthers Thesen nicht nur Eck, auch den Kölner und Heidelberger Theologen zu schicken; „den meisten Gelehrten bin ich bekannt", fügte er mit Stolz hinzu. Luther erfüllte Scheurls Bitte und widmete Ebner die Auslegung des 110. Psalmen.

Wenzeslaus Linck, den Scheurl in diesem Briefe als die treibende Kraft für die Ausbreitung der neuen religiösen Gedanken in Nürnberg schildert, hatte das Erbe des Generalvikars von Staupitz in der geistig regen Reichsstadt übernommen. Seit dem März 1517 nahm er seinen ständigen Aufenthalt in Nürnberg, und bald stand er bei den angesehenen Familien der Stadt in hoher Achtung (II, S. 24). Scheurl rühmte ihn als egregius praedicator (II, S. 36 u. 37) und versicherte Luther, daß bei Linck „die Liebe zur Wissenschaft und der Eifer für das Wort von der Gnade" die einzige Quelle der allgemeinen Verehrung in Nürnberg sei (vergl. Burkhard, Luthers Briefwechsel, S. 6 u. 7). Und nicht nur als Kanzelredner verstand Linck zu wirken; er eiferte auch darin dem Generalvikar nach, daß er religiös interessierte Männer im Augustinerkloster um sich sammelte. Dadurch hob sich der Augustinerkonvent bald rühmlichst hervor. Im Gegensatz zu den Dominikanern, Karmelitern, Barfüßern und Benediktinern, die von dem humanistisch gesinnten Patriziat der Reichsstadt immer weiter abrückten, verstanden es die Augustiner, mit ihm in immer innigere Verbindung zu treten.

Eifrige Seelsorge, Pflege wissenschaftlicher Bildung und Sittenstrenge erwarben ihnen allseitige Achtung. Wiederholt erkannte der Rat öffentlich dankbar an, welchen bedeutenden sittlichen Einfluß sie auf die Bürgerschaft durch Predigt und Beichte ausübten (Zeitschrift für Kirchengeschichte, 1878, II, S. 465, Anm.). Unter der kräftigen Leitung des 1516 eingesetzten Priors Wolfgang Volprecht wurden sie geradezu eine Zeit lang der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Nürnberg. In dem Augustinerkloster sammelte sich um Linck die sodalitas Augustiniana, auch Staupiziana oder Aureliana von Scheurl genannt (II, S. 24). In einem Kollektivschreiben an seine Wittenberger Freunde schildert er sie einmal eingehender (II, S. 60); danach scheint es eine Tischgesellschaft (coena) gewesen zu sein, der in erster Reihe Ebner, Nützel, Holtzschuher, Andreas und Martin Tucher, Dürer, Lazarus und Georg Spengler, der Kaufherr Venetus, Georg Behaim und Jacob Welser außer Scheurl angehörten. Sie speisten gemeinsam entweder am dritten Ort, wohl meist im Augustinerkloster, oder im Hause eines der Tischgenossen auf dessen besondere Einladung (II, S. 37); in freier Wahl hatten sie Scheurl zu ihrem architriclinus oder Tafelmarschall ernannt, der die Tischgenossen zusammenzurufen und die Versammlungen und Verhandlungen zu leiten hatte.

Scheurls außerberufliche Interessen gingen aber in dieser sodalitas durchaus nicht auf, sie wurden in dieser Zeit immer vielseitiger. Die Kraft und der Geist dieses Mannes wuchs sichtlich mit den Jahren.

Die bereits geknüpften Freundschaftsbeziehungen suchte er zu erhalten und zu festigen. An Eck (II, S. 28) sandte er Pirckheimers Luciani piscator seu reviviscentes gleich nach dem Erscheinen (sexto nonas Octobris 1517). Die ihm von Eck gewidmeten Schriften übermittelte er nach Erfurt an Trutvetter. Um dessen Wohl war er in immer gleicher, geradezu rührender Teilnahme besorgt. Trutvetter scheint sich damals in Erfurt unmöglich gemacht zu haben; er wollte wenigstens trotz des drohenden Winters Stadt und Häuslichkeit verlassen. Scheurl bestürmte ihn, zu ihm nach Nürnberg zu kommen (II, S. 29); sein Vaterhaus habe für sie beide Platz genug, und die Stadt biete ihm Anregung in reichster Fülle. In zärtlichen Worten bat er ihn, seine schwache Gesundheit zu schonen; zärtlicher kann kaum ein Sohn zu dem leidenden Vater reden. Und Scheurl war doch an äußerer Stellung und an öffentlicher Bedeutung seinem alternden und veralteten Kollegen weit über den Kopf gewachsen. Noch in anderer Weise sorgte er für ihn. Er wußte, daß Luther und sein einstiger Lehrer Trutvetter auseinander gekommen waren; und da bot er dem starrköpfigen Alten eine Gelegenheit, jenem die Hand zu bieten und sich persönlich wieder zu nähern. Er schickte ihm Staupitzens Schrift über die Prädestination, damit er sie als Geschenk an Luther weitergebe (II, S. 29).

Scheurl erkannte in dieser Zeit immer klarer in Wittenberg und Ingolstadt die Brennpunkte der damaligen geistigen Bewegung in Deutschland. Und er fühlte in sich die Aufgabe, diese beiden in Harmonie zu erhalten, sie nicht zu sich entgegenstrebenden Polen werden zu lassen. Daß dazu Gefahr vorlag, ahnte er bereits — noch vor Ausbruch des Ablaßstreites — mit feiner Witterung. Das trieb ihn, zwischen beiden Hochschulen immer neue Verbindungen herzustellen. Die Studenten aus Nürnberg, die in Ingolstadt studierten, veranlaßte er, nach Wittenberg weiterzuziehen und sich dort den Doktorhut zu holen (II, S. 34 u. 38). Um so weher muß ihm die Wahrnehmung getan haben, daß Ecks Stern bei den Gelehrten seiner Zeit im Sinken begriffen war. Mit erstaunlicher Offenheit ging er deshalb mit seinem Freunde ins Gericht (II, S. 39): seine Parteistellung im Reuchlinschen Streite habe den größten Anstoß erregt; man beschimpfe und verhöhne ihn wegen seiner Angriffe auf Reuchlin, und man tue ihm damit kein Unrecht, denn er habe so manches maßlos und unüberlegt geschrieben; er, Scheurl, halte es für seine Freundespflicht, ihm darüber die Augen zu öffnen (II, S. 40).

Auch andren, Fernstehenden, zeigte sich Scheurl in gleich selbstloser Weise hilfsbereit. Jungen Nürnberger Patriziersöhnen suchte er als treuer Mentor Irrwege in ihrem Studiengange zu ersparen, ihnen in der Fremde Schutz und Halt zu verschaffen (II, S. 35 u. 36). Einem armen spanischen Priester verhalf er durch eine Empfehlung an Konrad Peutinger zu einer Reise nach Loretto und damit zu der Möglichkeit, ein Gelübde zu lösen (II, S. 41). Am eifrigsten sorgte er in dankbarer Erinnerung an die ihm einst durch Sixt

Tucher gewordene Unterstützung für den jungen Johannes Tucher. Als dieser im Herbste 1518 als Student nach Wittenberg reiste, bereitete er ihm den Weg durch Empfehlungen an den Bamberger Weihbischof Andreas Haindel (Hanlin) und an den Wittenberger Professor Joh. Rhagius (II, S. 48 u. 49). In dem Studenten Johannes Doltz, auf den er die größten Stücke hielt, suchte er seinem Schützling einen Freund an die Seite zu stellen, und seine Ermahnungen (I, S. 32) zeigen, wie er ihn, der zu Abwegen neigte, vor der modernen, unbotmäßigen Art des damaligen Jüngsten Deutschlands bewahren wollte: Gehorsam solle er lernen und Ehrfurcht vor Amt und Wissen. Doltz selbst drängte er immer wieder: doctoreas infulas cogita (II, S. 30 u. 31); nicht weil ihm der Titel so wertvoll erschien, sondern er urteilte über die Promotion ähnlich wie Friedrich der Große über die Erwerbung des preußischen Königstitels (II, S. 31): „Täglich wirst Du dann in der Gelehrsamkeit Fortschritte machen, weil es Dich drängt, der äußeren Würde auch im Wissen zu entsprechen". Wie reifte mit den Jahren die Anschauung des Mannes! Im persönlichen Verkehr war ihm das Titulieren zuwider; seine Freunde bat er wiederholt, in ihren Briefanreden alle Titel wegzulassen (II, S. 33 u. 47), denn, so gesteht er, ego vanitates istas ita abhorreo, ut neque lectione neque responsione digner . . . . oblectentur alii verborum lenocinio, sit inter nos mutuus amor, sincera fraternitas, quae fingere nesciat, quae adulari respuat.

Unterdessen hatte Luther am 31. Oktober seine 95 Thesen der Oeffentlichkeit übergeben. Scheurl erwähnt sie in seinen Briefen zum ersten Male am 5. November 1517. Er hat sie nicht von Luther selbst zugeschickt erhalten. Der Wittenberger Kanonikus Ulrich von Dinstedt sandte ihm ein Exemplar wohl sehr bald nach ihrem Erscheinen[1]).

Scheurl hat sicherlich die Bedeutung und Tragweite der Thesen zunächst nicht erkannt. Er sandte sie zwar sofort an Kilian Leib, den gelehrten Prior des Klosters Rebdorf bei Eichstädt, und an Dr. Eck, später auch an Konrad Peutinger in Augsburg, aber nicht ihrer Bedeutung wegen, sondern nur als die Arbeit seines Freundes Luther (II, S. 39 u. 40); er selbst hatte sie wohl kaum gelesen. Er war in diesen Tagen unwohl; in dem Briefe an Dinstedt vom Anfang November wünscht er sich felicitatem animi et corporis. Krankheit scheint ihn abgehalten zu haben, in dieser Zeit die sodalitas aufzusuchen, wo sicherlich die Thesen ganz andere Würdigung fanden. Er hielt sich zunächst in seinem Urteil über sie ganz allgemein und meinte, daß Kilian Leib diese propositiones minime absurdas finden werde; Eck gegenüber bezeichnete er sie als vere Christianas et plane theologicas, und er hielt sie für wert, daß sie Peutinger aufmerksam lese. Aber auch nachdem er sie genauer kennen lernte, zeigte er kein tieferes Interesse. Während Kaspar Nützel sofort ihre weitgehende Bedeutung erkannte und sie durch seine Uebersetzung ins Deutsche auch Nichtgelehrten mitzuteilen suchte, während der Prior Volprecht zu ihrer Erklärung einen Sermon Luthers über den Ablaß drucken ließ und Albrecht Dürer seine hohe Freude über sie durch ein Geschenk an Luther zum Ausdruck brachte, ist Scheurl mehr nur geschäftlich interessiert, sie zu verbreiten, in keiner Weise von ihnen innerlich ergriffen. Er stellte sie auf eine Stufe mit der apologia contra Stapulensem des Erasmus (II, S. 41). Den religiösen Widerspruch Luthers gegen das Ablaßwesen überhaupt erfaßte er nicht; er begnügte sich an der Freude jedes braven Deutschen, daß Roms Habsucht und Beutelschneiderei, sein Streben, die guten deutschen Schafe zu scheren, einen kräftigen Stoß erhielt. An Spalatin schrieb er in diesem Sinne: „Meiner Herren New erlangten Ablaßbrieff übersende ich Doctor Ludern undter andrem Inhaltens, das kein frembder Ablaß bey unns hinfuro sol werden publicirt. Weyl Ir dann zu Wittenburg ablas genug habt, wer euch meines achtens ein solche freyhait

[1]) Reindell (W. Linck, S. 72) sucht gegen Roth und Bendixen den Ruhm Scheurls, die Thesen in Nürnberg zuerst besessen zu haben, dadurch zu schmälern, daß er behauptet: „Wer sie in Nürnberg zuerst besessen hat, wissen wir nicht; jedenfalls ist das an Scheurl übersandte Exemplar nicht das erste gewesen", und glaubt dies dadurch zu beweisen, daß er annimmt, am 3. November seien die Thesen bereits in aller Händen gewesen und deshalb hätte Scheurl schon in dem Briefe an Dinstedt vom 3. November für sie danken müssen. Er übersieht, daß dieser Brief gar nicht genau datiert ist und nur nach seiner Stellung im Kodex hier eingereiht wurde.

zu bedencken auch nit unnutz, sonderlich die weyl man dieser zeit zu Rom allerley begern fayl macht“ (II, S. 44).

Ohne zu ahnen, was er damit tat, hatte Scheurl auch die Thesen an Eck gesendet und, ohne von Luther dazu aufgefordert zu sein, jenen gebeten, sein Urteil Luthern mitzuteilen. Eck schrieb ihm (II, S. 44), er wolle an die zehn Meilen täglich reisen zu solcher Disputation. Reindell (S. 72) deutet die Worte so, als ob Eck keine Reisemühen scheuen wolle, um gegen Luther in der in den Thesen geforderten Disputation aufzutreten. Mag dies Ecks Meinung gewesen sein, Scheurl hat diese Worte sicher anders aufgefaßt, wie sein Zusatz quippe inter eos — Eck und Luther — amicitiam conciliavi beweist. Er war der frohen Zuversicht, Eck wolle an seines Luther Seite eilen, um mit ihm die Thesen zu verteidigen. Erst aus Wittenberger Briefen erfuhr er allmählich Ecks Stellung zu den Thesen, nicht von diesem selbst. Solche Verschwiegenheit seines vermeintlichen Freundes mußte ihn kränken. Nach monatelangem Schweigen schrieb er endlich an ihn, indem er ihm zugleich die neusten Veröffentlichungen im Reuchlinschen Streit in der Ueberzeugung sandte, „ihm damit einen Gefallen zu tun, woran ihm außerordentlich viel liege“ (II, S. 45). Jetzt gerade, wo der Kampf sich entspann, wo die Geister in Hitze gerieten, wollte er klar sehen. Mit Kummer merkte er, wie die Fäden, die er so mühsam geknüpft hatte, seiner Hand entglitten; und er wünschte doch so dringend, daß nichts ohne seinen Willen, wenigstens nicht ohne sein Wissen geschähe, da er immer noch meinte, Kraft und Einfluß genug zu haben, um den Frieden erhalten und die Sache zum Segen wenden zu können. Darum suchte er vor allem Eck zur Mäßigung zu bringen. „Einmütig schreiben unsre Wittenberger Freunde“, mahnte er ihn (II, S. 45), „immer wieder an mich: Dein Eck, Dein Eck müßte schonender, bescheidener dem guten Martinus gegenüber auftreten, er, der doch so viel in Wien disputierte, mehr um nach der Wahrheit zu suchen, als weil er sie besaß. Wie? wenn er Luthers Grundgedanken gar nicht erfaßte, er, der den Mann noch nicht angehört hat und doch schon verurteilt?“ Diese wohlverdienten Vorwürfe beziehen sich auf Ecks Obelisken, die Anfang April 1518, als Scheurl schrieb, zwar noch nicht gedruckt waren, aber fleißig in Abschriften verbreitet wurden. Nach Wittenberg waren sie über Nürnberg durch Adelmanns und Lincks Vermittlung gelangt. Als flüchtigen Entwurf hatte sie Eck niedergeschrieben, ohne sich um eine Würdigung und Widerlegung der Thesen zu bemühen; dennoch warf er diesen vor, sie seien voll Giftes, ließen das Gift böhmischer Häresie ausfließen, verletzten die christliche Liebe, stürzten die Ordnung der kirchlichen Hierarchie um und gäben zu Aufruhr Anlaß. Darum bat ihn Scheurl dringend, die so mühsam zustande gebrachte Verbindung mit den Wittenbergern nicht mutwillig zu zerstören (II, S. 45), versprach zu tun, was in seinen Kräften stehe, daß die „Wittenberger sich Ecks Freundschaft würdig zeigten, nicht aufhörten, ihn zu lieben, und für alles, was ihn betreffe, treu besorgt bleiben sollten“, und mahnte endlich zur Vorsicht, da der Kurfürst und alle Akademiker auf Luthers Seite ständen.

Eck würdigte Scheurls ehrlich gemeinte Mahnungen keiner Antwort. Nach vierzehn Tagen benutzte Scheurl die Gelegenheit, sandte einen sächsischen Studenten aus Annaberg, Christoph Thumbshirn, der in Ingolstadt studieren wollte, mit einem Empfehlungsschreiben an Eck und bat ihn dringend um ein paar Zeilen, die ihm versichern sollten, daß Eck sein Freund bleiben wolle: er wünsche nur Wahrheit und Klarheit (II, S. 46). Da konnte Eck nicht anders, er mußte sein Schweigen brechen. Er erkannte Scheurls ehrliches Streben an, konnte aber doch sein Mißtrauen nicht ganz bemänteln; er war der Meinung, daß Scheurl seine Obelisken nach Wittenberg weitergegeben habe. Eck wollte nicht öffentlich mit Luther brechen, was diesen so tief verletzte; er verbreitete absichtlich nur handschriftlich seine Schmähschrift unter seinen Freunden, deren Beifall er bei seinen giftigen, leichtfertigen Anwürfen sicher war, und war nicht wenig betroffen, sie auf einmal in des Gegners Händen zu sehen (vergl. Luther an J. Sylvius Egranus: de Wette, I, S. 100). Scheurl antwortete umgehend (II, S. 47) und beteuerte, daß er nie einen Freund getäuscht habe. In Nürnberg seien Ecks „flüchtig hingeworfene“ (extemporaliter) Bemerkungen durch Briefe Bernhard Adelmanns bekannt geworden. Dann machte er Eck auf die Vorgänge auf dem Heidelberger Ordenskapitel aufmerksam; dort hatte Luther am 26. April 1518 vor einer großen Versammlung eine Reihe theologischer und philosophischer Sätze verteidigt, und sein sicheres

und offenes Auftreten machte großen Eindruck; Ecks Angriffe auf Luthers Thesen kamen dabei zur Sprache, und Scheurl mußte ihm jetzt melden (II, S. 4): audio Martinum propriis telis te confodere et mirum in modum se tueri, und schmerzlich bewegt fügte er hinzu, er habe dies tanquam ex alta arce schon längst vorausgesehen.

Innerlich stand Scheurl auf der Seite der Wittenberger. Ihnen gegenüber entschuldigte er Ecks Uebereifer und Heftigkeit. Um diesen von seinem Unrecht zu überzeugen und ihm von der Stimmung im feindlichen Lager ein Bild zu geben, schickte er ihm neben einem Brief Luthers ein Schreiben Spalatins, verwahrte sich aber ausdrücklich gegen den Verdacht, den Zwischenträger spielen und hüben wie drüben hetzen zu wollen. „Wie verdiente ich den schwersten Tadel, wenn durch meine Schuld unter euch Freunden Mißstimmung und Streit entstünde!“

In die ersten Wochen nach dem Thesenanschlag fällt ein abermaliger Briefwechsel Scheurls und Luthers. Am 3. November 1517 schrieb Scheurl an diesen, noch völlig ohne Kenntnis von Luthers Tat. Da kennzeichnet seinen scharfen Blick für die Zeitlage und deren religiöse Forderungen die Eingangsformel des Briefes: Christi theologiam restaurare et in illius lege ambulare. Diesen bewußten Gegensatz zur herrschenden Kirche verdankte Scheurl offenbar der sodalitas, besonders Linck; ihn rühmt er in dem Schreiben über alles: er wandle ganz in Staupitzens Fußtapfen und verstehe, die große Begeisterung für jenen in Nürnberg wach zu erhalten (II, S. 35 u. 36). Luther antwortete am 11. Dezember 1517 seinem unice amico. Er lehnte es als unverdient ab, von Scheurl verehrt zu werden, und ließ durchblicken, wie das glänzende Glück, das alle Schilderungen Scheurls widerspiegelten, ihm beneidenswert erscheine und geradezu wohltue. Die Bitte um Widmung einer Schrift an Ebner könne er nicht erfüllen; man traue ihm da zuviel zu; in seinem ganzen Vorrat erscheine ihm nichts passend für einen solchen Mann; ihm mangle die eloquentia, um das inhaltlich Wertvolle auch würdig vorzutragen. Erst später erfolgte die Widmung des 110. Psalmen.

Diesem Schreiben ließ Luther am 5. März 1518 ein zweites folgen. Im Eingange spricht er von zwei Briefen Scheurls an ihn, einem lateinischen und einem deutschen; er meint wohl Scheurls lateinischen Brief an ihn vom 3. November 1517 und das deutsche Schreiben an Spalatin vom 20. März 1518. Dann bestätigt er den Empfang seiner positiones Latinas et vulgares, wohl die von ihm selbst niedergeschriebene Fassung der Thesen und Kaspar Nützels deutsche Uebersetzung, die ihm wahrscheinlich durch Scheurl zur Begutachtung zugeschickt worden war. Er erklärt, warum er die Thesen nicht persönlich seinen Nürnberger Freunden zugesandt habe: er habe gar nicht die Absicht gehabt, sie weiteren Kreisen vorzulegen; nur mit wenigen Freunden seiner nächsten Umgebung wollte er sie durchsprechen, und „nun werden sie umhergetragen, daß ich mich solches Geisteskindes schäme, denn ihre Form ist nicht geeignet, das Volk zu belehren, und einzelne Punkte sind mir selbst recht zweifelhaft“. Endlich teilt er Scheurl mit, daß er zu seinen Thesen probationes verfaßt habe, aber durch den Bischof von Brandenburg gehindert werde, sie zu veröffentlichen, und daß er eine deutsch verfaßte Schrift de virtute indulgentiarum plane, ut opprimam positiones illas vagantissimas; es sei ihm nicht zweifelhaft, daß das Volk betrogen werde, aber nicht durch den Ablaß, sondern durch dessen Mißbrauch; er habe auch vor kurzem an Dr. Eck einen Brief geschickt, wisse aber nicht, ob er angekommen sei. Dieser Brief ist leider nicht erhalten; sein Inhalt muß nach Luthers Aeußerungen vom 24. März an Sylvius Egranus hanebüchen gewesen sein. „Wenn ich nicht die Schliche des Satans kennte“, so schreibt er über die Obelisken, „würde ich mich wundern, mit welch wüstem Eifer Eck eben erst geschlossene und höchst erfreuliche Freundschaften löst ohne jede Warnung, ja ohne mich überhaupt einer Zeile oder eines Abschiedsgrußes zu würdigen“ (de Wette, I, S. 100). Scheurl konnte nicht wissen, daß Luther Kenntnis von Ecks Obelisken hatte, und blieb der Meinung, ihm liege viel daran, mit Eck in freundschaftlichem Gedankenaustausch zu bleiben. In diesem Sinne bearbeitete er Eck weiter mit unermüdlichem Eifer (Briefe vom 5. und 19. April und 14. Mai).

Der Sommer 1518 bildet in Scheurls Briefbuch eine klaffende, beklagenswerte Lücke. Vier volle Monate, vom 14. Mai bis 15. September, fehlt jede briefliche Aeußerung, ohne daß sich ein triftiger Grund dafür angeben läßt.

Auf den ersten Blick vermißt man in der inneren Entwicklung Scheurls kein Glied. Er hoffte noch immer, die in Luther und Eck gipfelnden Parteien zum gemeinsamen Handeln bringen zu können, und schickte darum noch immer eifrigst alle Schriften Luthers an Ecks Anhänger, so an den Weihbischof von Bamberg, Andreas Haindel (Hanlin), einen ausgesprochenen Römling, in der festen Erwartung, ihm damit eine Freude zu machen (II, S. 49).

Luthers Brief vom 15. Juni 1518 an Scheurl zeigt, daß dieser in einem uns verlornen Schreiben an jenen dringlich zum Frieden mit Eck riet trotz der Obelisci, von denen Scheurl wohl immer noch annahm, daß sie Luther nicht zu Gesicht gekommen seien (de Wette, I, S. 100). Der Ton des Lutherschen Briefes ist herzlich und hochachtungsvoll wie bisher. Aber Luther weist darauf hin, daß es Ecks Pflicht gewesen sei, an ihn aufklärend und versöhnend zu schreiben, wie er es an Carlstadt tat (am 28. Mai 1518, vergl. Loescher, Ref.-Acta, II, S. 64); Ecks unmotivierte Feindschaft bekümmere ihn tief; jetzt sei der Bruch unheilbar, und Scheurls Vermittlung komme zu spät, da Carlstadts Problemata (Positiones) bereits im Druck erschienen seien als Antwort auf Ecks hämische Angriffe. Aber noch immer verspricht Luther zu tun, was in seinen Kräften stehe, um den Frieden zu erhalten: „Ich habe an Eck selbst diesen, wie Du siehst, sehr freundschaftlich gehaltenen und aufklärenden Brief geschrieben“. Dieses wichtige Schreiben, das Luther der Briefsendung an Scheurl beilegte, findet sich leider nicht mehr. Zu solcher Friedfertigkeit hat Luther wohl vor allem die Bemerkung Ecks an Carlstadt veranlaßt, es tue ihm weh, daß die Sache soweit gekommen sei; er wisse sich frei von jeder gemeinen Absicht oder Handlung. Dann bittet Luther noch Scheurl, vor allem bei Eck dahin zu wirken, daß er Carlstadt nicht heftig antworte und sich klar mache, daß er an den Mißstimmungen zwischen den Freunden die Schuld trage; auch durch Luthers Asterisci brauche sich Eck nicht getroffen zu fühlen und zu einer Erwiderung reizen zu lassen, wenn ihm am Frieden liege (si desit libido).

Am 1. Oktober 1518 erhielt Scheurl vom Nürnberger Rat den Auftrag, „den Tag zu Aschaffenburg gegen Lorenz Reuschl zu besuchen“ (von Soden, Beiträge, S. 62). Erst am 12. Oktober, wie die dem Rate eingereichte Rechnung ergibt, war er wieder in Nürnberg. Gerade in diesen Tagen berührte Luther auf seiner Reise nach Augsburg die Stadt Nürnberg und herbergte „nach einer allgemeinen Sage“ im Augustinerkloster. Scheurl wußte von Luthers Kommen und bedauerte, daß er ihm bei seiner Durchreise nicht behülflich sein konnte (II, S. 51). Kurfürst Friedrich hatte die Absicht, Scheurl Luthern als Rechtsbeistand nach Augsburg mitzugeben. Spalatin sollte dies vermitteln, schrieb aber zu spät an Scheurl; dieser war schon nach Aschaffenburg abgereist. Scheurl tat dieses Vertrauen des Kurfürsten sehr wohl, und er konnte nicht genug verwünschen, gerade in diesen Tagen dienstlich von der Stadt fern sein zu müssen, vor allem als er hörte, der Kurfürst habe sich bei seiner Durchreise durch Nürnberg mißbilligend darüber geäußert, daß Scheurl, wo man ihn brauche, nicht zu haben sei (II, S. 53, 57 u. 58).

Ueber Luthers Verhör vor dem Kardinal Kajetan am 14. Oktober berichtete Scheurl, noch tief erregt durch den ersten Eindruck, am 21. Oktober an Beckmann. „Der Hof des Kaisers, die Augustiner, alle Gelehrten, überhaupt alle Guten“, so schreibt er, „schwärmen in ganz wunderbarer Weise für unsern Martinus“. Er persönlich stand ganz auf Luthers Seite und schmähte nach Kräften den hohen Kirchenfürsten: „Der zornwütige Legat trifft sich selbst mit seinem eignen Dolch; Martinus leistet nach seiner Art vortrefflich Widerpart, bittet, belehrt, besser unterrichtet zu werden, und bietet freiwillig die Hand zum Frieden. Der Kardinal aber, ganz außer Fassung, schreit nur immer aufs heftigste: revoca, revoca! was Martinus natürlich standhaft verweigert“ (II, S. 51). Scheurl erwartete, Luthern auf der Rückreise in Nürnberg zu sehen; er sorgte sich um ihn, da es für den Helden ein zu ungleicher Kampf sei cum pontifice maximo de potestate pontificia, de visceribus pontificiis (II, S. 52). Auch der politische Himmel umwölkte sich nach seiner Meinung; Kriegsaussichten drohten, nos non possumus nisi exspectare tempora omnium periculosissima.

In diesen unruhigen Tagen schrieb Scheurl zum ersten Male an Melanchthon. Durch Ulrich Pinder, der damals in Wittenberg studierte, war er mit ihm in Verbindung getreten, und schon nach halbjähriger Bekanntschaft versicherte er ihm: „Ich sehe, daß uns beide so viel Gemeinsames verbindet, und freue mich dieser Gabe des allmächtigen Gottes“ (II, S. 91).

Melanchthon hatte zuerst an ihn geschrieben; in seiner Antwort schwingt sich Scheurl in Erinnerung an seine Wittenberger Jahre zu einem herzwarmen Lobpreis auf die junge Universität auf: „Ich bin Wittenberg zu Dank verpflichtet wie meiner Vaterstadt, ich liebe die Wittenberger wie meine leiblichen Kinder; ich glaube bestimmt, daß Gott für sich, die heilige Gottesmutter, alle Heiligen und Musen Wittenberg von Ewigkeit her als ganz besonders geeigneten Sitz erkoren hat. Dies ist allen klar, daß durch Martinus unsre Hochschule berühmter geworden ist als alle andern in Deutschland und Italien; dieser Eine Mann, dessen Name in aller Mund ist, bringt der Universität und dem Kurfürsten mehr Ruhm als alle andern Lehrer zusammen“ (II, S. 54 u. 59).

Die wachsende Begeisterung aller Deutschen verscheuchte Scheurls Sorgen um Luther. Anfang November 1518 schrieb er an Beckmann (II, S. 57): „Der päpstliche Legat zögert; wenn er Luthern exkommuniziert, dann mag er sich in acht nehmen. Die Zeit ist da, wo Deutschland die italienischen Betrügereien erkennt, und ich weiß, daß der Kurfürst nichts unterläßt, was die Sache Luthers, d. i. Gottes Sache, fördert, wenn er sich auch sehr gleichgiltig stellt“ (II, S. 59).

Im November 1518 besuchte Johann von Staupitz wieder einmal Nürnberg. Er hatte die Stadt herzlich lieb und trug sich mit dem Gedanken, sie als ständigen Wohnsitz zu wählen (II, S. 57). In dem sich um ihn scharenden Kreis der Augustinianer war naturgemäß Luthers Sache und ihr Recht der Kernpunkt aller Gespräche und Verhandlungen. Alle traten für ihren Martinus ein, auch Scheurl mit ungeteiltem Herzen; im Namen der sodalitas sandte er principi suo Martino einen Gruß und wünschte, daß Gott ihn seiner Kirche unversehrt erhalten möge (II, S. 60). Diese entschiedene Stellungnahme für Luther hätte beim damaligen Stande des Streites sein Freundschaftsverhältnis mit Eck lösen müssen, vor allem als dieser eine Disputation mit den Wittenbergern herbeizuführen suchte. Aber noch immer hoffte Scheurl auf einen gütlichen Ausgleich. In diesem Sinne machte er Eck darauf aufmerksam, wie häßlich es sei, daß befreundete Theologen sich gegenseitig zerfleischten, und wie abfällig Eck von den Wittenbergern, auch von Melanchthon beurteilt werde (II, S. 61). Er teilte ihm darum auch die Absichten Carlstadts und Henning Goedes, des grundgelehrten Wittenberger Juristen, mit, ihn öffentlich vor die Schranken zu fordern unter der Bedingung, daß „jedes einzelne Wort aufs sorgfältigste mit der Feder festgehalten werde“ (II, S. 62). Das ist bei Scheurl nicht ein Hinken auf beiden Füßen, sondern das aufrichtige Bemühen, in letzter Stunde einen Bruch und — nach Scheurls Auffassung — öffentliches Aergernis zu verhindern. Die Briefe an Eck lassen Offenheit nicht vermissen; Scheurl bezeichnete sich in ihnen als Martini familiarissimus und zeigte unverhohlen seine Freude über Cajetans moralische Niederlage. Er warnte Eck aufs dringlichste, jetzt gegen Luther für Rom aufzutreten; bei der allgemeinen Stimmung sei dies zu gefährlich; Ecks defensiones würden in Wittenberg öffentlich heruntergerissen, er mache sich alle seine Freunde zu Feinden (II, S. 62).

Auch bei Scheurl wuchs die herzliche Teilnahme für Luther mit dessen Not. Die Lage des bedrängten Mannes, der zwar sicher nach Wittenberg heimkehrte, gegen den aber „jetzt unfehlbar schwere Wetterwolken von Rom her aufstiegen“, schildert Scheurl in beweglichen Worten in einem Briefe an Staupitz; er scheint die Einzelheiten dieser Szene von Melanchthon erhalten zu haben. Noch in Nürnberg hatte Luther die Abschrift eines päpstlichen Breves an Cajetan erhalten, das ihn als einen vollendeten Ketzer bezeichnete, ihn festzunehmen und bis auf weitere Anordnung zu bewahren befahl. Ganz außerordentliche Vollmachten wurden in dieser Sache dem Kardinal erteilt: er durfte nicht nur alle Anhänger Luthers exkommunizieren, sondern auch seine Einkerkerung von allen geistlichen und weltlichen Gewalten unter Androhung der schärfsten kirchlichen Strafen im Falle der Weigerung fordern. „Auf diese trostlose Kunde hin, so schildert Scheurl, hatte Martinus, ganz ratlos, wohin er sich am besten wenden solle, nichts Eiligeres zu tun, als in Wittenberg am ersten Sonntag nach seiner Rückkehr von der Kanzel der Allerheiligenkirche herab öffentlich zu protestieren: er werde nie widerrufen, was er gelehrt, gepredigt und geschrieben habe; er betete für seine Gegner, beschwor seine Feinde, das ihm angetane Unrecht nicht zu rächen, und nahm von seiner Gemeinde Abschied, wobei er an ein zukünftiges Konzil Berufung einlegte; allgemeines Weinen begleitete seine Worte“ (II, S. 63). Die Nachricht von diesen Vorgängen erschreckte

Luthers Freunde in Nürnberg aufs heftigste. „Glaube mir, schreibt Scheurl an Spalatin (II, S. 65), wir sind wie vor den Kopf geschlagen und tief bekümmert über solche Gemeinheit, solchen Frevel am Heiligsten; Du hättest unsre Tischgenossen und die meisten unsrer Kaufleute sehen sollen, wie sie die Luther widerfahrene rechtswidrige Willkür bejammerten". Denn darin war Scheurl mit seinen Freunden einig, daß Luther der praeco veritatis, die tuba evangelii, der praedicator unius Christi sei, durch den allein Paulus rede (II, S. 63). Und nun kam noch das wohl vom „sächsischen Fuchs" absichtlich ausgestreute Gerücht, Luther sei von seinem Fürsten selbst zur schleunigen Flucht veranlaßt, ja es sei ihm durch ein kurfürstliches Schreiben der fernere Aufenthalt in Sachsen untersagt worden (II, S. 63, 65); Wittenberger Ordensbrüder Luthers hatten dies nach Nürnberg gemeldet. Scheurl vermochte nicht zu glauben, daß dies wahr sei, und Briefe seiner Freunde bestärkten ihn darin. Darum gab er sich die größte Mühe, die schon wankende Achtung der Nürnberger vor dem kursächsischen Hofe zu festigen, und suchte Spalatin von der weittragenden Bedeutung jedes einzelnen Schrittes zu überzeugen, den der Kurfürst und seine Ratgeber in diesen kritischen Tagen für oder gegen Luther unternähmen. „Wenn Ihr den Herold der Wahrheit im Stiche laßt, so bringt Ihr über Eure Hochschule, nein, über die ganze Christenheit unsagbares Unheil; er allein lehrt paulinisch, verkündigt Christi Evangelium; werft Ihr ihn hinaus, dann seid überzeugt, er kommt nicht mehr wieder, und dann wird man Euch anklagen, das Blut des Gerechten vergossen zu haben. Ich bin längst darüber klar, daß vom alten Herrgott, dem Schöpfer der Welt, Wittenberg in ganz besonderer Weise als der Ort erkoren ist, an dem nicht nur seine Heiligen verehrt werden, an dem auch die Wissenschaften wiederaufleben sollen und das Studium des Christentums frei wird von der verderblichen Beeinflussung durch Aristoteles und die heidnische Philosophie, ich weiß, daß es nach Abschüttlung dieses heidnischen Joches wieder deutsch wird."

Sehr bald fand Scheurl Gelegenheit, für Luther nicht nur mit Worten, auch mit der Tat einzutreten. Am 10. Dezember 1518 schrieb er an Staupitz: „Karl von Miltitz hat die Goldne Rose und durchaus nicht rosenduftende, sondern grausame, maßlose, wahnwitzige Breven herbeigebracht, durch welche die Freunde Luthers exkommuniziert, die aber reich begnadigt werden, welche ihn töten, der doch noch gar nicht verhört, geschweige denn verurteilt ist" (II, S. 63).

Karl von Miltitz, päpstlicher Kammerherr und Notar, war seit dem Ende des Jahres 1515 Agent und Sachwalter der sächsischen Angelegenheiten an der Kurie (vergl. Creutzberg, K. von Miltitz, S. 15). Als der Papst wahrnahm, daß Kurfürst Friedrich fest entschlossen war, Luthern nicht aufzugeben, galt es, einen Weg zu finden, dem Kurfürsten den Neuerer zu entreißen, ohne ihn zu kränken, da man seine Stimme zur Kaiserwahl unbedingt brauchte. Mit schlauer Benutzung der in der Humanistenzeit doppelt seltsamen Neigung Kurfürst Friedrichs, Reliquien, Heiligtümer und Auszeichnungen religiösen Charakters aufzuspeichern, beschloß der Papst, durch Uebersendung der Goldenen Rose dem Fürsten entgegenzukommen, um ihn den Forderungen der Kurie gefügig zu machen. Karl von Miltitz wurde zum Ueberbringer der päpstlichen Ehrengabe bestimmt; vielleicht hat er das zweifelhafte Verdienst, den Papst auf diesen Weg zur Köderung des Kurfürsten gewiesen zu haben.

Der junge, lebenslustige, für neue Eindrücke empfängliche Edelmann traf in Begleitung des kurfürstlichen Kanzlers Degenhart Pfeffinger am 18. Dezember 1518 in Nürnberg ein. Scheurl kannte ihn von früher und verkehrte zwei Tage in ungezwungenster Weise mit ihm (II, S. 71, 69). Dabei nahm er jede Gelegenheit wahr, Miltitz eingehend über Luthers Person und Wollen zu unterrichten. Dem römischen Höfling gingen die Augen auf: er hatte in Luther einen vereinzelten Schwärmer oder Störenfried, einen greisen, verstaubten, weltfremden Theologen zu finden geglaubt, und nun sah er sich einem gewandten, lebensfrohen Manne gegenüber, der eine gewaltige Rede führte und schon einen großen Teil des deutschen Volkes mit sich fortgerissen hatte. Es ist sicher mit auf Scheurls, des „geschmeidigen" Ratskonsulenten, Einfluß zurückzuführen, daß der junge Nuntius plötzlich seine Taktik änderte. Er dachte gar nicht mehr daran, durch Gewaltmaßregeln kurzen Prozeß zu machen, und hinterlegte in Augsburg beim Fuggerschen Bankhause die Rose, die Bannbulle und die Breven, welche erst mit der Rose übergeben werden sollten, vor allem die reichen Gnadenerweise, wodurch die Kurie

den Kurfürsten gefügig zu machen suchte — Ablaß für 100 Jahre, ein achttägiges Jubiläum der Schloßkirche „Aller Heiligen", sieben neue Festtage mit Dispensationsberechtigung —, „bis er mit Martinus einig geworden wäre"; nicht als päpstlicher Kommissar, sondern als Privatmann wollte er nach Sachsen reisen, ob er vielleicht so Luther mit der Kurie noch aussöhnen könne (II, S. 69).

In der neusten Darstellung des Hergangs (Creutzberg, Miltitz, S. 42) wird davor gewarnt, diesen Mitteilungen Scheurls über die Aufträge und Absichten des päpstlichen Nuntius allzu viel Gewicht beizulegen. Der leichtfertige Edelmann, der, „bei seinem Hang zu einem Uebermaß im Trinken" durch die reiche Gastfreundschaft in Scheurls Haus überwältigt, viel aus der Schule schwatzte, mag manches so dargestellt haben, daß es „mehr zu den Bestrebungen des Nürnberger Juristen paßte, als daß es der nackten Wahrheit entsprach". Scheurls bestimmender Einfluß auf Miltitzens fernere Ansichten und Handlungen ist aber unverkennbar.

Am 20. Dezember 1518 schrieb Scheurl, ohne Zweifel von Miltitz veranlaßt, einen ungewöhnlich langen Brief an Luther. Er hatte ihn in der letzten Zeit häufig durch Freunde grüßen und ihm Mitteilungen zugehen lassen; so hatte er an Beckmann das über alle Beschreibung schamlose Auftreten des Ablaßpredigers Franciscus Cumensis recht ausführlich geschildert mit dem ausdrücklichen Vermerk, „dies alles in seinem Namen seinem Doktor Martinus mitzuteilen" (II, S. 69). In jenem ausführlichen Schreiben (II, S. 70—73) geht Scheurl von zwei Anekdoten aus — er erzählt, wie ein florentinischer Edelmann und ein zum Feuertode verurteilter päpstlicher Soldat an Gott und Christus appellierten — offenbar in dem Streben, Luthers Appellation, die ihm unklug, wenn nicht albern erschien, aus Höflichkeit zu rechtfertigen. Dann berichtet er von Miltitz, rühmt dessen feine Bildung und teilt, wohl in des Edelmanns Auftrag, seinen festen Entschluß mit, nur den einen Punkt mit Luther erörtern zu wollen: non esse contradicendum papae sed magis oboediendum; Miltitz hasse gelehrte Disputationen ebenso wie das seichte Geschwätz, womit den Laien der Ablaß angepriesen werde; ferner schildert er die Stimmung in Rom: der Papst habe sich in den schärfsten, verächtlichsten Ausdrücken über Tetzels geistloses Predigen und über die plumpe, kindische Art des Sylvester Prierias ausgesprochen, der „seine Widerlegungsschrift in drei Tagen hingeschrieben habe, zu der es drei Monate scharfes Nachdenken bedurft hätte"; und mit unvergleichlich schlauem Diplomatenkniff sucht er nun Luthers Vertrauen auf den Kurfürsten wankend zu machen, um ihn zum Nachgeben zu bringen: der Fürst habe kein Verständnis für Luthers Sache, nur seine Sorge um die junge, aufblühende Hochschule und sein Gerechtigkeitssinn veranlaßten ihn, Luther zu schützen; er schäme sich, ihn aufzugeben, ohne daß er gehört worden sei trotz seiner Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen und seine Sätze richtig zu stellen. Er habe des Kurfürsten Brief an Pfeffinger gelesen, in dem dieser beauftragt werde, den Kaiser zu ersuchen, sich für Luther beim Papste zu verwenden; ebenso habe er Einblick in Papst Leos Schreiben an Pfeffinger erhalten, in dem er seinen festen Willen kundtue, das Unkraut auszurotten. Pfeffinger sei der Meinung, daß die gehorsame Unterwerfung unter die Kurie Luthern leicht einen Bischofssitz oder eine ähnliche Würde einbringen könne; in Rom sei man so besorgt um den Bestand der Hierarchie, daß der Papst dem einen Kardinalshut zugesagt habe, der Luthern zum Widerruf bringe. Er, Scheurl, fühle die für Luther in solcher Aeußerung Pfeffingers liegende Herabsetzung, habe ihm widersprochen und behauptet, wenn Luther widerrufe, so tue er es aus freiem Willen, ohne Rücksicht auf Belohnung und nur, wenn er eines Bessern belehrt werde. Und nun bittet er ihn eindringlich, vorsichtig und weltklug zu handeln, und führt eine Reihe von Gründen mit steigendem Gewicht an, die fürs Nachgeben sprächen: „Wohin wolle er sich wenden, wenn der Kurfürst ihn aufgebe? Nach Paris? Die Franzosen seien zu unzuverlässig, und König Franz werde ihn nicht schützen, wenn der Papst Einspruch erhebe. Glaube er etwa, der Kaiser oder der König von Frankreich würden ein Konzil zustande bringen, wenn die Kardinäle sich fernhielten? Es sei nicht klug, wenn Luther auf sein Recht poche, gehört zu werden, denn in solchen Lagen gehe Gewalt vor Recht. Er habe seinen mächtigen Willen gezeigt. Rom zittre vor ihm; nun sei es klug, fürs erste nachzugeben und auf die Zukunft zu hoffen, Zum Schluß versichert Scheurl seinem Freunde so herzlich als möglich die Aufrichtigkeit

seiner Gesinnung und Ratschläge; er wolle durchaus nicht, daß Luther unehrenhaft handle, aber er solle sich alle Mühe geben, mit dem Papste zu einem ehrenvollen Frieden zu kommen, um einen Skandal zu vermeiden, der ihm leicht die Herzen der Fürsten und des Volkes entfremden könne. Und zu allerletzt spielt er seinen Haupttrumpf aus: Luther solle Miltitz, der den besten Willen habe, nicht vor den Kopf stoßen, damit dieser „nicht zu den Blitzen zu greifen brauche, über deren vernichtende Gewalt er unbedingte Vollmacht habe".

Erst nach Monatsfrist antwortete Luther (am 13. Januar 1519); die wichtigen Verhandlungen in Altenburg ließen ihn nicht eher dazu kommen. Dankbar erkennt er Scheurls gutes Herz an und versichert, auch ihm sei nichts erwünschter als die baldige Beendigung solcher Aufregungen womöglich in aller Güte; nur zweifle er, daß dies auch die Absicht seiner Gegner sei. Zugleich offenbart er dem Freunde seine Angst, daß trotz Miltitz' bestem Willen und Bemühungen der Streit nur wachsen werde, und sucht ihn auf seinen hohen Standpunkt emporzuziehen: „Gottes Wille wird geschehen; wirf Deine Sorgen um mich auf ihn, dann brauchst Du Dich nicht mehr so um mich zu ängstigen" (de Wette, I, S. 211).

Unterdessen hatte Scheurl auch an Spalatin geschrieben, um auch bei ihm vorzuarbeiten, damit Miltitz um so gewisser sein Ziel erreiche. Der dringenden Bitte, alles zu tun, daß der päpstliche Nuntius nur nicht unverrichteter Sache wieder abziehen müsse, folgt der den Humanisten Scheurl recht kennzeichnende Stoßseufzer: „Ach wenn Frieden würde, daß wir ruhig den Wissenschaften leben könnten" (II, S. 75). Luthers Sache ist ihm im letzten Grunde eben doch nicht mehr als ein recht überflüssiges Dogmengezänk, das die Geister aufrege und ihnen die Ruhe zu gelehrten Studien raube.

Dem langen Schreiben an Luther muß ein zweites, kürzeres auf dem Fuße gefolgt sein, ohne daß Scheurl Luthers Antwort abwartete. Es ist uns zwar ohne Datierung erhalten, Inhalt und Schlußformel sprechen aber für jene Annahme. Scheurl lag gar zu viel daran, daß Luther die Sachlage klar durchschaue. Auch waren tolle Gerüchte über Miltitzens Absichten und Vollmachten nach Wittenberg gedrungen. Scheurl schreibt darum im Auftrag des Nuntius, daß die Verleihung der Goldnen Rose an den Kurfürsten schon seit drei Jahren beabsichtigt gewesen sei, nicht etwa in der jetzigen kritischen Zeit als besonderer Druck angesehen werden dürfe, und daß der Edelmann die mehr als 40 Breven an die Machthaber Deutschlands, die ihre Hilfe gegen den Wehrlosen forderten, nicht abgeben, nur als Privatmann und Freund kommen und sich der Meinung des Kurfürsten in allem fügen wolle. Die Kurie lege zu großes Gewicht auf friedliche Beilegung der Zwistigkeiten. Darum müsse auch der durch Luthers Flucht aus Augsburg und Staupitzens Verhalten schwer gekränkte Kardinal Cajetan mit einem Schreiben, das Luthers Ergebenheit und Nachgiebigkeit zum Ausdruck bringe, wiedergewonnen werden; seine Hilfe sei auf dem für Ostern zu erwartenden Fürstentage zu Worms oder Augsburg von großem Werte (II, S. 76).

Am Neujahrstage 1519 legte Scheurl einem Geschenke der Familie Ebner an Luthers Kloster noch ein kurzes Schreiben bei mit der dringenden Bitte, sich nicht in die von Eck betriebene Disputation über die potestas papae einzulassen; das schüre nur den Haß, und die Richter seien argwöhnisch (suspecti II, S. 81); später sei ja Zeit genug, die Sache zu erörtern. Den frechen Angriff des Prierias solle Luther recht maßvoll abwehren; der Mann sei es nicht wert, ihn ernst zu nehmen: quid sus Minervam? Die Kurie habe jetzt an inneren Wirren so zu leiden, daß sie wohl kaum Zeit und Lust habe, sich viel um die Wittenberger zu kümmern.

Eine große Zahl Briefe (an Staupitz, Pinder u. a.) zeigen, daß Scheurl in diesen Tagen für Luthers Sache und Leben zitterte. Der friedliche Ausgleich, den Miltitz in Altenburg zustande brachte, war ihm darum eine Herzensfreude. Umsomehr beunruhigte es ihn, als sich das Gespenst der disputatio de potestate papae gar nicht bannen lassen wollte. Diese Sorge hat ihn zu einem regen Briefaustausch mit Eck veranlaßt. Das freundschaftliche Verhältnis der beiden war in der letzten Zeit stark abgekühlt. Der Ton in diesen Briefen Scheurls ist viel sachlicher, oft scharf; das unterwürfige Emporblicken bleibt weg, Vorwürfe fehlen nicht — wohl die Antwort auf Ecks heftige Angriffe und Beschuldigungen. Fast in väterlicher Weise warnt Scheurl und rückt Eck das Schicksal des Prierias wiederholt recht drastisch vor (II, S. 77 u. 83); auch macht er ihn auf die veränderte Stimmung in Rom

aufmerksam, von der er durch Miltitz Kenntnis hatte (II, S. 83). Ein persönliches Zusammentreffen Scheurls und Ecks in Eichstädt, das der schlaue Eck mit Eifer betrieb, um möglichst genaue Kunde über die Vorgänge und Stimmung in Wittenberg zu erhalten, scheint nicht zustande gekommen zu sein (II, S. 82). Die von Eck eifrig fortgesetzten Vorbereitungen zur Leipziger Disputation ließen Scheurl keinen Zweifel über dessen wahre Gesinnung und Absichten. Er kannte Ecks Haß gegen alle neoterici theologi, sein hartnäckiges Festhalten an Thomas von Aquino und Scotus Erigena; er selbst maßte sich kein Urteil an und berief sich nur auf Aeußerungen Ambsdorffs, der Luthers Lehre als firma, sincera, catholica, inexpugnabilis, irrefragabilis pries. Und auf einer Reise an den Oberrhein, die er wohl in Amtsgeschäften im Januar und Februar 1519 unternahm, war ihm besonders in Basel und Speyer die allgemeine Begeisterung für Luthers Sache auch unter den Klerikern aufgefallen. Die Entgegnung Ecks, er kämpfe für die durch die Jahrhunderte beglaubigte Wahrheit, wies er scharf zurück: dazu schreibe er viel zu unüberlegt und oberflächlich.

Vor Luthers Zukunft bangte Scheurl jetzt nicht mehr, seitdem ihn Miltitz in Altenburg vor allen Höflingen aufs herzlichste umarmt und geküßt hatte (II, S. 83). Ueber das, was er als den Kernpunkt von Luthers Gedanken ansah, sprach er sich Eck gegenüber offen aus: „Meinem Urteile nach erleidet der christliche Glaube keinerlei Aenderung; nur die Lehrform wird gebessert, die Sophismen werden ausgetrieben, die Aristotelischen Verschleierungen der biblischen Wahrheit, die zu nichts nütze sind. Während diese Pauli Lehre so verdunkelt haben, daß der Apostel selbst sie nicht wiedererkannt hätte, werden jetzt die Kirchenväter, die wahren Theologen, aus der Verbannung zurückgerufen, gelesen, gelehrt, gepredigt; keine Lehre hat mehr ihr altes Gewand, alles wird erneuert, verbessert“ (II, S. 83). Scheurl zeigte durch solche Aeußerungen zu deutlich, daß er in dem Verständnis der großen Zeitbewegung an der Schale haften blieb; die Ueberwältigung der Scholastik durch den Humanismus galt ihm als ihr Hauptziel; so zeigte er sich als ein Kind der Renaissance, nicht der Reformation.

So war es ihm auch möglich, bei seiner Begeisterung für Luther den Kardinallegaten Cajetan, seinen einstigen Lehrer, der am 25. Februar 1519 nach Nürnberg kam, an der Spitze der ganzen Klerisei und der Ratsvertreter in einer tief ergebenen lateinischen Ansprache zu begrüßen; er sagte unter anderem, die Stadt zähle diesen Tag zu den Perlen ihres Daseins. Und als er am Abend während des Mahles dem hohen Gaste Wein, Fische und einen Wagen voll Hafer im Namen des Rats zu überreichen hatte, rühmte er in längerer Rede, in der er seine Belesenheit in den alten Klassikern ebenso wie seine Vertrautheit mit den Ereignissen der Gegenwart zu zeigen verstand, die ausgezeichneten Eigenschaften und die Gelehrsamkeit des Kardinals und sagte: „Bei Gott, es steht wohl um uns, wenn die höchsten Priesterwürden jenen erteilt werden, die Gott fürchten und den Wissenschaften huldigen“; sein Nürnberg rühmte er als „freie und ehrbare Republik, welche mehr, als man sagen könne, stets die treue und ergebene Tochter der Päpste war und noch ist“ (von Soden, Beiträge, S. 71–74).

Während Scheurl am Oberrhein reiste, starb am 24. Januar 1519 sein Vater. In den zahlreichen Briefen der folgenden Wochen fehlt auch die leiseste Andeutung dieses Verlustes. Nur ein Schreiben an Joh. Doltz vom 10. April bringt einige nichtssagende Worte als Dank für dessen Beileidsbezeugung. Scheurl wußte von seinem Vater nichts weiter zu sagen, als daß er „recht schlau in praktischen Dingen“ war (II, S. 85). Auch an Eck, der bei seinen häufigen Besuchen im Scheurlschen Hause den alten Herrn genau kennen gelernt haben muß, meldet er nur ganz nebenbei den Tod (II, S. 87). Vater und Sohn müssen in den letzten Jahren völlig auseinander gekommen sein. Vielleicht wollte auch Scheurl als Humanist den Gleichmut des Gebildeten zeigen, der, gegen alle Gefühlsausbrüche gefeit, anderen mit seinem Leid nicht lästig werden will.

Scheurl kam in diesen ersten Monaten des Jahres 1519 aus den Aufregungen nicht heraus. Ecks Verhalten erregte immer stärker seinen Unwillen; aber auch das Luthers war gegen seine Natur. Ebenerst hatte Miltitzens Gewandtheit alles wieder gut gemacht, da schrieb ihm Luther am 20. Februar (de Wette I, S. 230): er freue sich, daß ihm Eck seine

bisher so prächtig versteckte Wut offen gezeigt habe; da sehe man, was es für ein Kerl sei; bisher habe er, Luther, nur gespielt, nun wolle er ernstlich mit dem römischen Papsttum und der römischen Anmaßung abrechnen. Mit diesem Briefe erhielt Scheurl zugleich Luthers disputatio et excusatio adversus criminationes D. Johannis Eccii, und in ihr griff Luther diesen so „gallig" an, verstieg sich zu so gewagten, den Kirchenvätern widersprechenden Behauptungen (II, S. 85), daß Scheurl zu dem Glauben kommen mußte, Luther halte, des Friedens bereits müde, dem wütenden Gegner absichtlich ein rotes Tuch vor, um ihn zu Gewalttätigkeiten zu reizen. Das veranlaßte ihn zu der boshaften Bemerkung: „Unser Martinus hat bei den Deutschen samt seinen Wittenbergern solch hohen, unsterblichen Ruhm erlangt, daß er sich jeden Fehler erlauben zu dürfen meint, wenn er überhaupt noch einen Fehler zu begehen vermag" (II, S. 85). Dies ist das erste, leise Zeichen einer Spannung zwischen ihm und Luther, einer Abkehr von dessen Wegen. Noch las er mit heiligem Eifer Luthers Schriften (II, S. 94, 95) und ist von seiner „christlichen Fürbetrachtung, so man will beten das heilige Vaterunser" tief ergriffen (II, S. 86); er bat Ambsdorff, möglichst viele Schriften und Predigten Luthers ins Deutsche zu übertragen, um ihm so immer mehr Herzen zu gewinnen, aber die heillose Sucht, die Glaubensfragen einer öffentlichen Disputation preiszugeben, verurteilte er mit aller Entschiedenheit; dies stachle nur die Eitelkeit und schade der Sache (II, S. 86, 85).

In dieser keimenden Mißstimmung traf ihn ein Brief Ecks voll giftiger Vorwürfe wegen seiner einseitigen Parteinahme für Luther. Das veranlaßte ihn, sich einmal klar zu werden, wie er mit Luther und wie mit Eck innerlich stehe. Luther war nicht sein persönlicher Freund, sie kannten sich kaum von Angesicht; Eck aber war ihm lieb gewesen wie ein Bruder, und Nürnbergs Bürger hatten ihn beneidet, daß er solchen Mann in seinem Hause öfters beherbergen durfte (II, S. 87). Er hatte beider Freund sein wollen, stolz auf beider Wissen und Können; und nun wurde er von beiden Seiten beschuldigt, als Zwischenträger und Denunziant verdächtigt. Trotz alledem blieb er entschlossen, da sein reines Gewissen ihn tröstete, seine Vermittlerrolle nicht aufzugeben (II, S. 87) und auch ferner Briefe und Schriften zwischen Eck und den Wittenbergern auszutauschen, um so eine Aussprache, vielleicht doch noch eine Verständigung zu ermöglichen (II, S. 88). Darum bat er auch Eck, wieder in seinem Hause abzusteigen, wenn er zur Disputation nach Sachsen reise; er ahnte nicht die bösen Folgen, die die Erfüllung dieser Bitte für ihn haben sollte.

In seiner bangen Sorge, was die Zukunft an scandala und iniuriae bringen werde, suchte er sich dem jungen Melanchthon zu nähern, um durch ihn auf die Wittenberger Einfluß zu behalten. In einem wortreichen Schreiben (II, S. 91—93) zeigte er ihm, wieviele gleichartige Züge sie verbänden: die Abneigung gegen die wilden Sitten der Zeit, die Bacchus und Venus zu stark huldige, das Streben, durch die prosaische Werktagsarbeit sich den Geist dem Idealen nicht entfremden zu lassen, vor allem der Wunsch, sich großen Männern anzuschließen, um in Gedankenaustausch mit ihnen zu treten; darum habe er auch mit Eck Freundschaft geschlossen; und nun tritt er für diesen ein und entschuldigt sein Tun, das von den Wittenbergern vielfach mißdeutet werde: Eck wolle niemanden öffentlich verletzen; er halte sich für den Angegriffenen; daß große Geister auch große Fehler hätten, sei eine allgemeine Erfahrung. Mit dem Briefe sandte er an Melanchthon und Beckmann goldene Ringe, die er von seinem Vetter Lazarus Tucher aus Antwerpen erhielt. Durch diesen erfuhr er auch, daß dort „Erasmus Christum predige" (vergl. de Wette, I, S. 277), und versäumte nicht, dies in einem kurzen Schreiben Luther mitzuteilen, den er herzlich um seine Veröffentlichungen und um einen Brief bat, zugleich aber auch warnte, noch nicht klar Durchdachtes unter das Volk zu werfen, und ersuchte, nur lateinisch Geschriebenes zu veröffentlichen (II, S. 90). — Das war das letzte Mal, daß er an Luther schrieb; von diesem erhielt er daraufhin weder Gruß noch Antwort.

Noch einmal bekannte sich Scheurl am 4. August 1519 in einem Briefe an den Humanisten Winsheim, den gelehrten Prediger am Kollegiatstift Haug in Würzburg, ausdrücklich als Luthers Freund und Gesinnungsgenossen und rühmte seine propositiones de papae potestate als „angenehm zu lesen und wert, erhalten zu bleiben", da sie mit vorzüglichen Gründen darlegten, daß der päpstliche Primat keineswegs nach göttlichem Rechte bestehe. Dann bricht

Scheurls Briefwechsel wieder einmal jäh ab und setzt acht Monate aus. Seine Verheiratung, die er eigentümlicher Weise bisher in seinen Briefen mit keiner Silbe erwähnte, und die gleich auf sie folgende Reise nach Spanien veranlaßten diese Lücke.

Am Montag nach Bartholomä (29. August) 1519 führte Scheurl die am 10. August 1491 geborene Katharina Fütterer zum Altar. Der „herr Anthonj Tucher, Obristerlosunger" richtete durch „herrn Kaspar Nützeln den Elteren" für ihn bei dem Brautvater die Brautwerbung aus; also nach allem Recht und Herkommen, steif und förmlich, nicht wie sein Vater aller Sitte zuwider mit eignem Willen und Wagemut, warb Scheurl um die Braut. Er erhielt mit seiner Frau 800 fl. Heiratsgut und 1100 fl. für ihr künftiges väterliches und mütterliches Erbe; als Gegenschatz vermachte er ihr laut pergamentnem Originaltestament 1000 fl. Vom Rat wurden ihm für den Hochzeitstag „die Stadtpfeifer und das Rathaus zum Tanz und Schenk" bewilligt, dazu dem Brautvater und seiner Verwandtschaft erlaubt, auf ihre Kosten „in eines Rates Wildbahn ein Gestell nach Rehen zu tun." Nachdem die gerichtliche Verbriefung der Abreden und die kirchlichen Aufgebote stattgefunden, ließ Scheurl Sonnabend, den 13. August, „Gott zu Lob ein Amt singen zu Unser lieben Frauen mit Orgel und Stadtpfeifern." Die „Lautmerung", d. i. die feierliche Verlobungserklärung, erfolgte Montag, den 22. August; zwei Tage später lud er nach altem Brauch die Braut samt den beiderseitigen Verwandten und Freunden zu sich „heim zw abent" und hat dazu „zum tantz gepetn fast alle erbar frawen und Junckfrawen." Am Hochzeitstage hielt das Brautpaar am frühen Morgen seinen Kirchgang. Es wurde dabei alle Pracht entfaltet; so wurde eine Anzahl ehrbarer Frauen gebeten, „vehe mentel", d. i. buntes Pelzwerk, anzulegen. Die eheliche Verbindung wurde von Melchior Pfinzing, dem Propst bei St. Sebald, in Gegenwart vieler Mitglieder des Rats und aller „Erbarkeit" vollzogen.

Das Pfinzing-Löffelholzsche Stammbuch (vergl. Mitteilungen der Reichsstadt Nürnberg III, S. 155), von Scheurl und seinen Vettern Martin und Paul Pfinzing 1526 angelegt, enthält (Blatt 432—450) ein genaues Verzeichnis der Hochzeitsgäste und ihrer Geschenke, die hauptsächlich in goldenen Ringen, silbernen und vergoldeten Bechern, in silbernen Löffeln und Gabeln bestanden. Unter den Gästen sind für uns von besonderem Interesse: herr Johann Eck, Doctor und Ordinarius zw Ingolstat, herr Ulrich von Dinsthet, Doctor und sengmeister zw Wittenberg, Doctor Johannes Cocleus, Dechant zu Unser frawen Franck(furt) neben Pirkheimer, Spengler, Dürer u. a. Nürnberger Namen ersten Ranges. Im ganzen führt das Verzeichnis 166 Männer auf, viele mit dem Zusatz: „und sein Weyb." Eck hatte die Einladung zur Hochzeit schon längere Zeit vorher angenommen (II, S. 112), hätte ihr aber wegen der Leipziger Disputation beinahe nicht Folge leisten können; zufällig traf er gerade in diesen Tagen auf der Rückreise von Leipzig in Nürnberg ein. In einem Briefe an Melanchthon erklärt Scheurl, weshalb keiner von seinen Wittenberger Freunden außer Dinsthet am Feste teilnahm: er habe die Hochzeit eher abhalten müssen, als eigentlich geplant war, propter suspicionem imminentis legationis (II, S. 113).

Der Genuß des jungen Eheglücks war nämlich für Scheurl von sehr kurzer Dauer. Schon am Tage nach der Hochzeit wurde er im Rathaussaale von der ihm zugedachten, rühmlichen Mission in Kenntnis gesetzt: er sollte mit Niklas Haller im Namen der Reichsstadt den neugewählten Kaiser Karl begrüßen und beglückwünschen, zugleich aber am Kaiserhofe die Erledigung von sieben Beschwerden zu erreichen suchen; zwei betrafen Klagen gegen den Markgrafen Kasimir von Brandenburg wegen eines strittigen Weinzolls und wegen Beleidigungen und Mordbrennereien, die sich der hohe Herr gegen Bürger der Reichsstadt erlaubt hatte, die übrigen fünf Anliegen des Rats (vergl. von Soden, Beiträge S. 93—95).

Montag, den 13. September 1519, ritt die Botschaft von Nürnberg ab; Haller führte vier, Scheurl drei Pferde mit sich; vier junge Bürger begleiteten die beiden auf eigne Kosten, „alle in Schwarz, ohne Harnisch, ganz von Neuem und wohl geputzt." Nach einem Ritte von fünf Wochen war Barcelona erreicht; das kaiserliche Hoflager war aus Furcht vor der Pest nach der „Königsmühle" drei Meilen vor die Stadt verlegt worden. Kaum hatte der Kaiser, so schildert Scheurl seinem Freunde Beckmann, die Ankunft der Nürnberger Herren erfahren, so schickte er „schneller, als man Spargel zu kochen vermag", zwei Hofbeamte zu ihnen, um

sich zu erkundigen, wie ihnen die Reise bekommen sei. Schon am nächsten Tage wurde die Botschaft zur feierlichen Audienz befohlen; um den Thron versammelten sich die Würdenträger besonders zahlreich, da „die Vertreter der verschiedenen Nationen ein großes Interesse daran hatten, dem ihnen neuen Schauspiele beizuwohnen, denn dies war seit der Kaiserwahl die erste Gesandtschaft, die am Hofe erschien." Auch die Majestät war von dem Eifer der Nürnberger angenehm berührt und erwies den Gesandten eine besondere Ehrung: sie reichte ihnen die Rechte ohne Handschuh, wehrte aber den Handkuß ab. Allgemeine Stille trat ein, als Scheurl durch einen Wink des Kaisers das Wort erhielt. „Ich begann mit zitternder Stimme zu sprechen", gesteht er; „sobald ich aber die göttlichen Strahlen der kaiserlichen Augen gütig auf mich gerichtet fühlte, als aller Ohren an meinem Munde hingen, da raffte ich mich zusammen und sprach sehr sicher". Im Namen des Kaisers dankte der Herzog von Badajoz, der den Glanz und die Schönheit der Scheurlschen Worte rühmte. Und nach Beendigung der Audienz umringten die Großen und Höflinge den glückseligen Ratskonsulenten und beglückwünschten ihn, weil seine Worte dem Kaiser ganz besonders gefallen hätten, nicht nur wegen ihres Wohllautes, vor allem der Herzenswärme wegen, mit der er ihn als den einzigen rechtmäßigen Herrn der Reichsstadt begrüßt habe. Und diese Rede war nicht etwa in der Nürnberger Ratsstube ausgearbeitet und dem Sprecher nur in den Mund gelegt worden; ausdrücklich bezeugte Scheurl: „Wahrlich, die Worte waren fast aus dem Stegreif gesprochen, ohne besondere Zier und Feile, denn wer hätte einen so glänzenden Empfang erwarten können?"

Zwei Tage später wurden vor einem besonderen Rate, zu dem nur Fürsten und die obersten Würdenträger zugezogen waren, die Nürnberger Privatanliegen verhandelt; auch hier war Scheurl Sprecher und hatte zwei Stunden lang ohne Unterbrechung zu reden. Und mit gespanntester Aufmerksamkeit hörten ihm die zu, „denen die Zügel des Erdkreises anvertraut waren; und sie wetteiferten förmlich, uns ihre Verehrung zu bezeugen, als ob der dem Kaiser der angenehmste sei, der uns am prächtigsten aufnähme". Diesen Platz an der Sonne suchte Scheurl nach Kräften für seine Vaterstadt auszunutzen und erreichte, daß die Nürnberger den Gesandten der Großmächte völlig gleichgestellt wurden.

Sechzig Tage verweilte die Gesandtschaft am Hofe Karls. In der Abschiedsaudienz erwiderte der Kanzler im Namen des Kaisers auf Scheurls Dank und Ergebenheitserklärung, daß der Kaiser den Gesandten zu gelegener Zeit noch eine ganz besondere Gnadenerweisung zugedacht habe. „Denn es war bereits beschlossen, uns zu Rittern zu schlagen und in den Orden des heiligen Jakobus aufzunehmen" (durch die falsche Lesart augere statt cingere verleitet, übersetzt von Soden, Beiträge, S. 97 u. 98: es war beschlossen, sie auf der Heimreise mit Miliz zu umgeben und ihnen die Gesellschaft des heiligen Jakobus als Begleitung mitzugeben). Daß diese Ehrung dann doch unterblieb, versuchte Scheurl dadurch zu erklären, daß einem Ratsbeamten durch Gesetz die Ritterwürde versagt sei (II, S. 104).

Es ist ganz natürlich, daß Scheurl seiner Eigenart nach nun erst recht kaiserlich gesinnt war. Der junge Habsburger erschien ihm wie ein überirdisches Wesen, nicht nur auf dem Throne oder wenn er im Gebet vor Gott auf den Knien lag, auch wenn er Ball spielte: in allem zeigte er, daß er wie kein andrer würdig war, der Herr des Erdkreises zu sein (II, S. 105 u. 107).

Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wurde Scheurl vom Rat beglückwünscht und vom Volk umjubelt (II, S. 111). Um so empfindlicher traf ihn der Schlag, den ihm ein Anonymus heimtückisch versetzte. Während seiner Abwesenheit war der Eccius dedolatus erschienen, der „abgeeckte Eck", die meisterhafte Satire, die auch Scheurl ganz beiläufig, aber arg mitnahm. In dem Briefe an Beckmann, den er als junger Ehemann am Nähtische seiner Frau schrieb (II, S. 111) und in dem er die spanische Reise und die politische Weltlage ausführlichst schilderte, machte er auch seiner gerechten Entrüstung über jenen Bubenstreich Luft. Zunächst vermutete er, daß der hinterlistige Schütze in Wittenberg zu suchen sei, und er „habe doch stets Wittenbergs Lob nach Kräften verkündigt und nie gegen einen Wittenberger unbesonnen gehandelt, er habe sein Wittenberg fast zu sehr geliebt" (II, S. 111). Bald aber war er auf der rechten Fährte und suchte seinen Gegner in Nürnberg.

Der Eccius dedolatus auctore J. G. Cottalambergio poeta laureato[1]) ist der papierene Prügel, den wohl Pirkheimer trotz seiner entschiedenen Ableugnung der Autorschaft auf den Rücken der Ingolstädter „Sophisten“ niedersausen läßt, eine blutige Satire, in der die Eitelkeit, scholastische Versumpfung und derbe Genußsucht des „abgeeckten Eck“ zwar in elegantem Latein, aber mit unverfälschter deutscher Grobheit gebrandmarkt wird (vergl. Bezold, Reformation, S. 280; Reicke, Nürnberg, S. 786). In diesem Spottgespräch versprechen nach langem Hin- und Herreden die Genossen dem schwerkranken Eck, seine Nürnberger Freunde herbeizurufen, nam et illuc amicos possides innumeros, Bilibaldum scilicet illum et animae tuae dimidium utriusque iuris dolorem. Eccius: dolorem dicitis? Amici: doctorem dicere volebamus! (§ 22). Jeder Leser wußte sofort, daß unter diesem dolor u. i. kein andrer als der stadtbekannte, rechtsgelehrte Ratskonsulent Scheurl gemeint sein konnte. Das damals sehr beliebte und belachte Wortspiel wiederholt sich (§ 114), und der dolor wird dann noch auf Ecks Frage, wer damit gemeint sei, näher bezeichnet: gloriosus ille insulsus, supinus, arrogans, cuius patrem, cuius matrem nostin'? Der letzte Zweifel über die Person des Gebrandmarkten mußte schwinden bei Ecks Ausruf: Quid ni noverim, cuius nuper interfuerim nuptiis ibique non penitus invita saltaverim Venere nec sine glabellarum ac argutularum feminarum laude, quo etiam in explorandis Lutheranis negotiis pro speculatore usus sum, nam illi se amicum fingebat. Gewiß, Scheurl wurde nur ganz beiläufig in der Schmähschrift mitgenommen, und mancher hat sich gewundert, daß er sich „so schwer getroffen fühlte und seine Unschuld an die große Glocke zu hängen für nötig fand“ (vergl. Lochner, Pirkheimer und Scheurl, Beilage zur Allg. Zeitung, 1872, No. 11). Aber jedes dieser Schmähworte ist doch ein wohlgezielter Hieb: das Wortspiel zweifelte Scheurls juristische Kenntnisse an; die beleidigende Charakteristik sollte ihm das Ansehen bei seinen Mitbürgern rauben, der Hinweis auf seine Eltern ihn als homo novus bei den Patriziern der Reichsstadt bloßstellen, die schmachvolle Verleumdung, Eck habe ihn als Spion bei den Wittenbergern ausgenutzt, ihn der allgemeinen Verachtung preisgeben.

Es ist bis heute noch nicht völlig klargestellt, wer der Verfasser dieser Satire gewesen ist. Nur ein Nürnberger oder wenigstens ein mit den Nürnberger Verhältnissen völlig Vertrauter kann sie geschrieben haben. Eck selbst hielt Pirkheimer für den feigen Schützen des giftigen Pfeils; Scheurl hatte wohl auch diesen Verdacht, aber hütete sich, ihn auszusprechen, er schrieb nur von einem unus scelestus, ut sua ipsius descriptione utar (II, S. 112). Schon seit Jahren muß er mit Pirkheimer auf gespanntem Fuße gestanden haben, wie sein Schreiben an den Rat vom 23. Februar 1518 beweist (Handschrift im Stadtarchiv zu Nürnberg: zu Pirkheimers Papieren, No. 498): Pirkheimer hatte ihn beim Rat angezeigt, daß er „zu Eichstadt unüberlegt gehandelt“ habe, und dagegen verteidigte sich Scheurl tief gekränkt mit vielen Worten und viel Geschick.

Die Wirkung des Eccius dedolatus war auf Scheurl sicherlich eine andere, als sein Gegner es sich gedacht hatte. Die groben Kränkungen bestärkten ihn nur in seinem Entschluß, an der Freundschaft mit Eck festzuhalten. „Ich habe die feste Absicht“, schrieb er an Melanchthon, „eine einmal geschlossene Freundschaft nicht so ohne weiteres zu zerreißen“ (II, S. 112). In Wittenberg hatte man es ihm sehr übel genommen, daß er Eck unmittelbar nach der Leipziger Disputation bei sich aufnahm und als Hochzeitsgast ehrte. Man legte ihm dies als bewußte Parteinahme aus, und das Mißtrauen verstieg sich zu den Vermutungen, Eck habe alles mögliche Intime durch ihn über die Wittenberger Verhältnisse erfahren, was er in Rom gut verwerten konnte. Scheurl wehrte sich natürlich gegen derartige Anwürfe mit aller Kraft: Ecks Besuch gerade zu dieser Zeit sei reiner Zufall gewesen; zum Glück sei Ulrich von Dinsthet sein Zeuge, was er mit Eck am Hochzeitsfest gesprochen habe; „bei Jesus, was hätte ich denn von Euren Geheimnissen verraten, was hätte denn Eck von mir erforschen können?“ (II, S. 112 u. 114). Und dann erklärte er es für sein gutes Recht, neutral zu bleiben: „Ich höre die verschiedenen Meinungen der verschiedenen Parteioberhäupter und schwöre auf keines Worte mit Zurückweisung der Gegenpartei. Sobald die wissenschaft-

[1]) Vergl. Ulrichi Hutteni equitis dialogi item pseudohuttenici nonnulli ed. E. Böcking 1860, IV, S. 515—543.

lichen Streitigkeiten zu persönlichen Gehässigkeiten ausarten, ziehe ich mich mit Bedauern zurück“ (II, S. 113 u. 117).

Das hatte Scheurl erkannt, daß sich die Geister noch sehr klären mußten, ehe die Wahrheit zu Tage trat. Die erste Periode der reinen, heiligen Begeisterung, die Zeit der ersten Liebe, schien ihm in der Wittenberger Bewegung vorüber zu sein; wildes Parteitreiben hatte sie verdrängt. Er hatte von dieser Bewegung die Erneuerung echt apostolischer Zustände erhofft, vor allem echt christlicher Liebe und Friedfertigkeit, und nun sah er, wie unreine Geister im Trüben fischten und dissidia, iurgia, maledicta, iniurias, scurrilia hervorriefen. In seiner tiefen Abneigung gegen solches Treiben fühlte er sich eins mit Erasmus, der wie er Parteiungen haßte, quod omnes sumus Christi (II, S. 113). Für seine Person war er fest entschlossen, nicht den Riß der Meinungen durch eine scharfe Entgegnung auf den ihm im Eccius dedolatus angetanen Schimpf zu erweitern: er wenigstens wolle sich als echter Christ bewähren. Seine vorgesetzte Behörde, der Nürnberger Rat, mißbilligte, das wußte er, scharf solche heimtückische Schmähschriften; so hoffte er, vor ihr und der Welt rein zu bleiben, auch wenn er sich nicht gegen derartige Angriffe wehrte (II, S. 113).

Fünf Monate lang, vom April bis zum September 1520, erfahren wir wieder einmal nichts aus Scheurls Feder; die Pest scheint die Ursache gewesen zu sein, die in drei Tagen über 30 Bürger hinraffte; sie trieb ihn wohl hinaus aus der Stadt (II, S. 117). Der nächste Brief vom 13. September an Beckmann zeigt, daß sich Scheurl über die persönliche Verunglimpfung im Eccius dedolatus völlig beruhigt hat, aber mit wachsender Unruhe die Streitigkeiten so tief eingewurzelt sah, daß nur noch Gewalt zu entscheiden vermöge (II, S. 114, 115). Voll Angst schrieb er: „Zweifle nicht, Otto, einst wird alles gut und schön werden; vorher aber müssen wir durch ein düsteres, blutiges Unwetter hindurch.“ All sein Vertrauen setzte er auf den jungen Kaiser und hoffte, daß er dem Papste die Zügel aus der Hand nehmen, allein alles regieren und zu gutem Ende führen werde (II, S. 115, 117).

Dr. Eck wußte Scheurls Dienste wohl zu schätzen und ließ ihn darum nicht aus dem Garne. Als Scheurl auf einer Reise nach Augsburg seinen Weg über Ingolstadt nahm, weil die gerade Straße unsicher war und er auch dort die Ebnerschen Töchter, seine Verwandten, besuchen wollte, suchte ihn Eck sofort in der Herberge auf und speiste zu Abend mit ihm (II, S. 117). Scheurl nahm sich kein Blatt vor den Mund und äußerte ohne Umschweife seine Ansicht über die Bannangelegenheit, die Eck mit so unheimlichem Eifer betrieb. Im Januar 1520 war er nach Rom gereist, um dort persönlich Luthers Prozeß zu betreiben, und unter seiner Beihilfe war die Bannbulle am 15. Juni fertiggestellt worden. Ein Beweis des Vertrauens, das er sich in Rom zu erwerben verstand, war die ihm ausdrücklich erteilte päpstliche Befugnis, den Bann auch über solche Personen auszudehnen, die nach seiner Ansicht einen ganz besonderen Eifer für Luthers Sache an den Tag gelegt hätten. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland nannte er als Mitgebannte außer Carlstadt, Feldkirchen und Egranus auch die drei Süddeutschen Pirkheimer, Adelmann und Spengler, jene zwei wegen ihrer Schmähschriften gegen ihn, des Eccius dedolatus und der Canonici indocti, diesen, weil er in ihm irrtümlich den Verfasser einer deutschen Uebersetzung des Eccius dedolatus vermutete.

Scheurl hatte keine Neigung und Veranlassung, für Pirkheimer und Adelmann einzutreten; aber die causa Lazari Spenglerii verhandelte er mit Eck familiariter, ohne von Spengler dazu irgendwie beauftragt zu sein (II, S. 117). Es war ein persönlicher Freundschaftsdienst; vielleicht handelte er auch im geheimen Auftrag des Rats, dem die Bannangelegenheit im höchsten Grade verdrießlich war, vor allem die öffentliche Bloßstellung seines trefflichen Stadtschreibers Spengler.

In den letzten Wochen des Jahres 1520, in denen die Gemüter in Deutschland immer aufgeregter wurden wegen des bevorstehenden ersten Reichstags Kaiser Karls, war Scheurl viel von Nürnberg abwesend; er reiste in Amtsgeschäften nach Schwaben (II, S. 119), ebenso zu wiederholten Malen nach Augsburg (von Soden, Beiträge, S. 108). Auch in Nürnberg wuchs die Unruhe und Ungemütlichkeit beständig. Eck ersuchte als päpstlicher Pronotarius den Rat, allen Buchdruckern in der Stadt den Druck lutherischer Schriften zu verbieten und alle solche Bücher, die sich auftreiben ließen, auf einen Haufen sammeln und verbrennen zu lassen. Der Rat willfahrte der ersten Bitte, um sich durch direkte Verweigerung keine Blöße

an Amicus Taegius und Antonio Vento, zwei Italiener, als orator Mediolanensis und als mercator Genuensis in der Anschrift gekennzeichnet. Durch Vento, der in Geschäften öfters in Nürnberg weilte (II, S. 128), lernte Scheurl den Amicus Taegius kennen, und sein immer stärker ihn treibender Ehrgeiz begrüßte diese Bekanntschaft mit großer Freude; hoffte er doch, durch ihn mit Fürsten, ja, wenn's glückte, mit Königen bekannt zu werden, und „das sei stets sein Herzenswunsch gewesen, solchen Menschen nahe stehen zu dürfen“ (II, S. 128). Beide schrieben fleißig aus Italien, und der jugendliche Antonio Vento berichtete mit Begeisterung von der auch in Norditalien einsetzenden reformatorischen Bewegung. Scheurl wies ihn zurecht; er wollte ruhig beobachten und bat, ihm alles ohne Parteinahme, so wie er es wahrnahm, zu berichten (II, S. 129). Denn er hatte eine eigenartige Nebenbeschäftigung aufgenommen: er war politischer Berichterstatter hochgestellter Männer geworden, Zuträger wichtiger Mitteilungen über die Tagesereignisse (II, S. 131); dazu brauchte er einen klaren Blick und Vorurteilslosigkeit.

Seine Stellung zur Reformation blieb dabei unverändert. Der Untergang der päpstlichen Hierarchie war ihm noch immer die Grundbedingung aller Besserung (II, S. 129); noch immer hoffte er, daß die aufsteigende Kaisermacht das verkommene Papsttum verdrängen werde; dies aber konnte nach seiner Meinung nur gelingen, wenn sich der Kaiser und sein Bruder an die Spitze der evangelischen Bewegung stellten; dann würden sie auch bald die Franzosen und Venedig niedergeworfen haben (II, S. 131).

Leider wissen wir nur dies ganz Allgemeine über Scheurls Gesinnung; von seinem inneren Werdegang in diesen Jahren fehlen uns eingehendere persönliche Aeußerungen. Es ist dies umso schmerzlicher, da Nürnberg in dieser Zeit aus einer streng katholischen eine gut evangelische Stadt wurde und Scheurl dabei durchaus keine Nebenrolle spielte. Nur eines geht aus zahlreichen Bemerkungen Scheurls klar hervor: seine entschiedene Abneigung gegen jedes gewaltsame Vorgehen und gegen jeden Mißbrauch der falsch verstandenen evangelischen Freiheit. „Dies schadet umso mehr der evangelischen Sache“, schrieb er einmal (II, S. 132), weil daraus die unersättliche Herrschgier des Papstes Nutzen zieht“. Die Geschichte hat ihm recht gegeben. Und das vorsichtige Vorgehen des Nürnberger Rates bei Einführung der Neuerungen entsprach ganz Scheurls Ansichten. Er war sicherlich nicht die maßgebende Persönlichkeit im Rate; aber daß sich das Verhalten des Rates in diesen wichtigen Jahren mit der Denkart seines geschätzten Konsulenten so völlig deckte, kann doch nicht reiner Zufall sein.

Der Stadtschreiber Lazarus Spengler, einer der Ratsabgesandten auf dem Reichstage, kam von Worms mit derselben Begeisterung für den jungen Kaiser heim, die Scheurl seit der spanischen Reise im Herzen trug. Er hatte im Rate großen Einfluß. So suchte dieser in der Folgezeit beiden Genüge zu leisten, dem Kaiser und Luther. Auch die Rücksicht auf die Nürnberger Handelsbeziehungen, denen der 1522 in der Stadt abgehaltene Reichstag durch den Beschluß, einen allgemeinen Reichszoll auf alle fremden Waren einzuführen, einen schmerzenden Schlag versetzte, mußte den Rat zur Vorsicht mahnen; er durfte nicht Anstoß erregen und es mit den Großen des Reichs nicht verderben. Erst als im Laufe des Jahres 1522 ersichtlich wurde, daß das Reichsregiment keinerlei Schritte zur Durchführung des Wormser Ediktes tat, gab er seiner eignen und der Neigung der Mehrzahl seiner Bürger zu Luthers Sache nach. Die Bevölkerung hatte freilich schon lange gemerkt, daß es dem Rate mit dem Verbote, lutherische Schriften zu drucken und feilzuhalten, kein rechter Ernst war: daher der immer häufigere Nachdruck, der immer reißendere Absatz der Schriften in Luthers Sinn, der Satiren und Schmähbilder gegen den Papst und die römische Klerisei. Der Forderung des päpstlichen Legaten Chieregati, das Wormser Edikt im Stadtgebiete mit Gewalt durchzuführen, setzte der Rat im Januar 1523 entschiedenen Widerstand entgegen, aber vermied jede auffallende Aenderung der alten kirchlichen Gebräuche. Er erteilte der Aebtissin zu St. Clara, Charitas Pirkheimer, die Erlaubnis, zwei Nürnberger Bürgerstöchter in ihr Kloster aufzunehmen; auch eine Schwägerin Scheurls, die Tochter Ulrich Fütterers, nahm in dieser Zeit im Kloster zu Pillenreuth den Schleier (von Soden, Beiträge, S. 134).

Scheurl erntete in diesen Jahren mancherlei Auszeichnungen. Herzog Georg von Sachsen herbergte im Winter 1521 zu 1522 in seinem Hause; der Rat sah ihn dabei als

Ehrengast der Stadt an, ließ dem Fürsten aus dem Wagenhaus einen „Straßwagen zustellen und dem Dr. Scheurl winken, man wolle nichts dafür nehmen“ (von Soden, Beiträge S. 140). Als das Reichsregiment beschlossen hatte, an den Erzherzog Ferdinand und die ungarischen Stände wegen des Türkenkrieges eine Botschaft zu senden unter der Führung des Kurfürsten Ludwig, des Herzogs in Bayern und Pfalzgrafen bei Rhein, wurde den hochadligen und adligen Herren als einziger Bürgerlicher auf besonderen Wunsch des Statthalters im Reichsregiment, des Herzogs Friedrich in Bayern, Dr. Scheurl beigegeben, eine viel beneidete Auszeichnung, die er seinem höfischen Benehmen und seiner glänzenden Beredsamkeit verdankte. Er muß das Vertrauen der hohen Herren gerechtfertigt haben, denn zum Dank für seine Leistungen verlieh ihm der Erzherzog Ferdinand den Titel „Rat“ (von Soden, Beiträge S. 142). Ebenso wurde Scheurls juristische Tüchtigkeit geschätzt auch über Nürnbergs Mauern hinaus. So erbat sich ihn im November 1522 die Reichsstadt Windsheim vom Rat als Anwalt zu einem Tage nach Ansbach.

Im Mai 1523 reiste Scheurl zum zweiten Male nach Spanien. Der allgemeine Reichszoll war beschlossen, aber noch nicht eingeführt; um ihn zu hintertreiben, einigten sich die Reichsstädte auf dem Städtetage zu Speyer auf Anregung Nürnbergs dahin, daß sie eine Gesandtschaft aller Städte an den Kaiser abgehen ließen; dieser wurde Scheurl als orator beigegeben. Die Gesandten trafen sich in Lyon, das die zwei Nürnberger, Volkamer und Scheurl, nach 40 Reisetagen erreichten. Auf ihrer Fahrt durch Frankreich ließ ihnen König Franz „ungeachtet schwebender Kriegsläufte mit kaiserlicher Majestät“ viele Ehrenbezeugungen erweisen. Am 6. August erreichten sie Valladolid, und schon am dritten Tage danach gewährte ihnen der Kaiser in glänzender Versammlung eine feierliche Audienz. Scheurl hielt eine lateinische Rede, die der Großkanzler Gattinara in gleicher Sprache erwiderte. In einer zweiten Audienz bezichtigte der päpstliche Nuntius ganz unerwartet die Städte Augsburg, Straßburg und Nürnberg als Anhänger Luthers und beschuldigte sie, dessen Bücher drucken zu lassen. Zum Glück hatten besonders die Nürnberger mit Verehrungen an die kaiserlichen Räte nicht gegeizt; so ging man ihrer geschickten, aber etwas sophistischen Rechtfertigung nicht auf den Grund, und die Gesandten erhielten die schriftliche Zusicherung, daß der Kaiser den Reichszollbeschluß nicht zur Ausführung kommen lassen und sich des Regiments in Deutschland persönlich annehmen wolle. Auf der Rückreise trennte sich Scheurl von den Gefährten, die den Heimweg wieder durch Frankreich nahmen, reiste an die Küste des Mittelmeers und schiffte sich nach Italien ein. Aber stürmisches Wetter zwang ihn, in den spanischen Hafen zurückzukehren und auch zu Land heimzureisen; am 10. Dezember erreichte er Nürnberg ohne Unfall.

Wenige Monate später hatte Scheurl bereits wieder Gelegenheit, seine Gaben und die Festigkeit seiner Ueberzeugung zu betätigen. Am 14. März 1524 kam der Kardinal Lorenz Campeggi als päpstlicher Nuntius nach Nürnberg. Gleich bei seiner Ankunft sprach er seinen Verdacht unverhohlen aus, daß die Stadt der lutherischen Ketzerei huldige, nahm an der seinetwegen veranstalteten Prozession nicht teil und betrat auch nicht die festlich geschmückte Sebalderkirche. Er bat Scheurl, seinen einstigen Schüler, zu sich in die Herberge und schüttete ihm sein sorgenschweres Herz aus: die Hauptveranlassung seines Kommens seien die Neuerungen in Lehre und Kultus in der Reichsstadt; der Rat hänge Luthern und den Seinen an, die nur nach ihren Köpfen lebten und keinen Richter über sich duldeten. Vom Fasten, Beichten, Messehören und regelmäßigen Kirchenbesuch komme man immer mehr ab; der Rat begünstige dies offenbar und lasse die lutherischen Gedanken durch Schriften massenhaft verbreiten. Alle Einigkeit im Glauben sei dahin, mehr als vierzig verschiedene Richtungen ließen sich bereits in der Stadt unterscheiden; das würde so fortgehen, bis der Rat alle Gewalt über seine Bürger verloren habe und den Umsturz nicht mehr hindern könne. Jetzt hatte Scheurl die rechte Gelegenheit, mit seiner Meinung herauszutreten. Er entgegnete dem Kirchenfürsten bescheiden, aber fest und vertrat dabei ganz den Standpunkt des Rats und die evangelische Sache. Der Kardinal müsse wissen, so führte er aus, wie Nürnberg seine Anhänglichkeit an den Stuhl Petri stets bewiesen habe, auch noch in jüngster Zeit durch zahlreiche Verbote. Es habe vom Papst mancherlei Freiheiten und Wohltaten empfangen und darum keine Veranlassung, sich von ihm loszusagen. Aber der „gemeine Mann“ strebe danach,

sich nur an Christus als seinen Seligmacher und an das reine Evangelium halten zu dürfen. Nun legte er mit reifem Verständnis in wenigen Sätzen die Grundlinien der evangelischen Lehre dar und fuhr dann fort: Die Nürnberger hingen in keiner Weise von Luther und den Seinen ab, sie folgten allein ihrem Meister Christus, und „in mehreren Jahren sei kein lutherischer Buchstab in ihrer Stadt gedruckt worden, obgleich zum Nachteil der Drucker, die jährlich schwören müßten", auch habe der Rat die Mandate veröffentlicht, Bücher wegnehmen lassen und einige Buchführer gestraft. Dann ging Scheurl geschickt von der Verteidigung zum Angriff über. Der Kardinal hatte sich darüber beschwert, daß der Rat lutherische Büchlein haufenweise verkaufen lasse, den Papistischen aber den Vertrieb ihrer Schriften nicht gestatte; er habe nach einem Buche fragen lassen, es aber nicht bekommen. Das liege, erwiderte Scheurl, nicht am Rate, sondern an dem Verhalten des Volks, das die Buchhändler bedrohe, die solche Bücher offen auslegten; denn sie enthielten wenig von der Heiligen Schrift und viel Schullehre, „nur erdichtet, um dem Papst zu heucheln, und zur Nahrung des Bauches"; darum seien sie nicht verkäuflich, weil der gemeine Mann Gottes Wort fordere und davon jetzt an einem Tage mehr lese als sonst in einem Jahre; bei den Predigern in der Stadt finde er, was er wünsche, und diese seien jederzeit bereit, ihre Lehre zu vertreten, während die Priester der alten Ordnung dem göttlichen Wort zuwider lehrten und bei ihren Zuhörern nur Unwillen erregten. Und nun im kühneren, allgemeinen Angriffe: der Papst habe durch die Masse seiner Gesetze die göttlichen Gebote so verdunkelt und verdeckt, daß ihm die Schuld an der Torheit so vieler frommer Christen zufalle, die den Fleischgenuß an Fasttagen als schwerere Sünde empfänden als Ehebruch, falsches Zeugnis u. dergl.; ganz offenbar stehe er mit vielen solchen Gesetzen im Widerspruch zu Pauli Worten; der Kardinal wisse selbst besser wie er, daß Papst und Konzilien dem Evangelium unterworfen seien, nicht über ihm ständen. Auch die Konzilien könnten irren, denn in ihnen herrschten die Mönche, denen die Christenheit doch nur wenig Gutes verdanke; Heiligkeit und Bildung ständen überhaupt miteinander in schlechter Gemeinschaft. Der Papst regiere mit Willkür und Bann, statt sich vernünftiger Gründe zu bedienen; ein Rechtsmittel gegen ihn gebe es nicht; und doch habe Julius II. selbst die zahlreichen Mißgriffe seiner Amtsführung auf dem Totenbette bekannt. Trotz alledem habe sich der Rat an des Papstes Willen gehalten, ahnde offenkundige Uebertretungen der Fastengesetze und hüte sich vor Neuerungen; in anderen Gemeinden gehe es viel schärfer vorwärts. Allmählich freilich komme auch er immer mehr zu dem Standpunkt, in Religionssachen jedem freie Hand zu lassen; so hoffe er, als fromme, christliche Obrigkeit seine Pflicht zu tun. — Von der Beendigung des Gesprächs erzählt Scheurl: „Dies antwortet und widerlegt der Kardinal mannigfaltiglich und ließ mir zu, mein Gutbedünken frei vertraulich und, wie ers nennet, wie ein Bruder zu dem andern zu eröffnen, und fürwahr alles mit fast freundlicher und hoher Bescheidenheit so lange, bis er verursacht ward, unser Gespräch durch des Bischofs von Wien Zukunft in ein mehr gelegener Zeit zu verschieben" (Originalurkunde im K. Archiv zu Nürnberg).

Daß Scheurl bei dieser Abfertigung ganz im Sinne seines Rats handelte, bewies der Ratsbescheid auf die sicherlich durch den Kardinal veranlaßten Beschwerden des Erzherzogs Ferdinand, in dem sich die Hauptgedanken der Antwort Scheurls wiederholten (von Soden, Beiträge, S. 174 u. 175).

Gegen Ende des Juni 1524 zog Scheurl mit zwei Ratsherren nach Regensburg, wohin auf Kardinal Campeggis Vorschlag der Erzherzog Ferdinand einige Bischöfe und Fürsten zu einer Zusammenkunft geladen hatte. Der Rat ließ hier durch seinen Konsulenten eine Denkschrift von gewaltiger Länge verlesen, in der er seine Ehrerbietung gegen den Kaiser und das Reichsregiment aussprach und trotz scheinbaren Widerspruchs dem Wormser Edikt gehorsam zu sein versicherte. Nach Verlesung dieser Botschaft kam die Rede auf die gottesdienstlichen Neuerungen in den zwei Nürnberger Pfarrkirchen und bei den Augustinern; Scheurl entschuldigte deshalb den Rat, der solche Eigenmächtigkeiten den Pröpsten fürder untersagt habe, aber nicht mehr imstande sei, den Gemeinden, die mit allem Eifer nach dem Evangelium verlangten, die einmal eingeführten neuen Gebräuche mit Gewalt wieder zu nehmen: heller Aufruhr würde die Folge sein. Nicht Feigheit, sondern das ehrliche Streben, es zu keinem Bruche kommen zu lassen, veranlaßte den Rat zu solchen Ausführungen. Der

erste Schritt zur Bildung einer katholischen Partei in Deutschland war zu Regensburg getan, und schon waren die dem Evangelium zuneigenden Städte entschlossen, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Ehe so die Spaltung in zwei feindliche Lager zur Tatsache wurde, versuchte das politisch weitblickende Nürnberg noch einmal Verständigung und Versöhnung.

Als die Nürnberger Gesandten ziemlich unverrichteter Sache Regensburg verlassen wollten, ließ der Kardinal Campeggi Scheurl zu sich bitten. Er meinte offenbar, daß er ihn gewinnen und durch ihn auf den Rat zu Nürnberg einwirken könne. Nach etwas zu freundlichen Einleitungsworten sprach er seine Verwunderung aus, daß der so viel gerühmte Rat sich in Kirchenangelegenheiten einzulassen wage, wozu er doch keinerlei Befugnis habe; und während zu Nürnberg ganz offen die Einrichtungen der alten Kirche verlacht, verhöhnt, beseitigt und die Neuerungen eingeführt würden, suche er durch seine Botschaft an den Erzherzog Ferdinand und die vorgebrachten Ausreden „Staub zu erregen und den andern die Augen zu verdunkeln". Nach allerlei Drohungen legte sich der Kardinal doch wieder aufs Bitten: „Der Rat wolle seinen Irrtum von sich geben und wiederkehren, so würde er den Papst noch als einen gütigsten Vater befinden". Eine halbe Stunde hatte er gesprochen, als Scheurl „sittsam und bescheiden" bat, auch ihn reden zu lassen. Und nun berichtigte er Mißverständnisse und falsche Berichte über das Verhalten des Rats und begründete dessen Vorgehen so vorzüglich, daß der Kirchenfürst zufrieden war und ihm vollkommen recht gab. Die ruhige Unterredung wurde durch das Dazwischenkommen des Kardinal-Erzbischofs von Salzburg und dessen hochmütig-beschränkte Bemerkung gestört: bei den päpstlichen Maßnahmen gebe es für ihn gar kein Grübeln, wie sie zu „bessern" seien. Scheurl entgegnete, daß sein Rat nach bestem Wissen und Gewissen seinen Predigern gegenüber handle, sich aber gern aus der Heiligen Schrift, jedoch nie durch Drohungen und Bullen belehren lasse.

Der Rat zu Nürnberg muß mit dem Auftreten seines Ratskonsulenten zufrieden gewesen sein, denn schon am 21. Juli 1524 reiste Scheurl wieder mit zwei Ratsherren nach Bamberg, um den üblen Eindruck zu mildern, den die gottesdienstlichen Neuerungen auf den Bamberger Bischof gemacht hatten, zu dessen Diözese Nürnberg gehörte.

In der sofort erteilten Audienz hielt Scheurl in Gegenwart von zwölf Domherrn und weltlichen Räten seinen Vortrag, in dem er nach schlichter Darlegung des Sachverhalts erklärte, daß die Nürnberger Prediger stets bereit seien, jedem, der es begehre, über ihre ganze Lehre und Predigt ehrbare und christliche Antwort zu geben, und wenn man bei ihnen irgendeinen verführerischen Irrtum finden würde, sich nicht nur nach der Schrift belehren zu lassen, sondern auch dafür gerechte Strafe zu gewärtigen. Ehe sie aber des Irrtums nicht überwiesen seien, könne der Rat nicht gegen sie einschreiten, da er vor zwei Jahren mit anderen Reichsständen beschlossen und öffentlich kundgetan habe, daß er nur das Evangelium bis auf fernere Beschlüsse eines christlichen Konzils predigen lassen wolle. Sollte der Bischof einige Zweifel oder Bedenken über die Lehre der Pröpste hegen, so möge er sich nur jedes Mal zur Erforschung der Wahrheit nach Nürnberg wenden. Der Bischof bedachte sich einen vollen Tag, dann erklärte er nach Aufzählung aller Eigenmächtigkeiten und Widersetzlichkeiten der Pröpste, er nehme die Entschuldigung des Rats an und erwarte, daß dieser ihm behilflich sei, wenn er von Amts wegen gegen die Nürnberger Neuerungen einschreiten werde.

Kurz vor Weihnachten 1524 boten die Augustiner dem Rate an, alle Klostergüter dem „gemeinen Kasten des großen Almosens" übergeben, auf alle ihre Einkünfte verzichten und bei der Ausbreitung des Evangeliums helfen zu wollen. Ein Teil der Karthäuser wollte ihrem Beispiele folgen, aber ein Pater dieses Klosters, Martinus, suchte es mit allerlei unehrlichen Mitteln zu hintertreiben. Als ihm deshalb der Rat den Aufenthalt im Kloster und Stadtgebiet untersagte, leistete er Widerstand und wich erst auf kräftige Drohung hin; aber die Eintracht unter den Mönchen war gestört. Um nach dem Rechten zu sehen, erschien Scheurl mit vier Ratsabgeordneten im Kloster, und auf seinen Antrag ordnete der Rat an, daß den Karthäusern vom Augustinerprior und vom Prediger zu St. Egidien mehrere Male in der Woche das Evangelium verkündigt werden solle; diesen Predigten hätten die Mönche fleißig beizuwohnen, damit wieder Friede und Einigkeit bei ihnen einziehe; Scheurl und zwei Abgeordnete erhielten den Auftrag, diese Gottesdienste zu überwachen.

In Nürnberg war man nun bald so weit, „dem Papste für immer Urlaub zu geben.“ Der Bischof von Bamberg hatte die Pröpste aller ihrer Würden entsetzt, aber sein Verdammungsurteil blieb bei Rat und Bürgern völlig unbeachtet; damit hatte sich die Reichsstadt für die neue Lehre entschieden. Der Rat glaubte aber, noch einmal den Versuch machen zu müssen, die Anhänger des Alten unter der Geistlichkeit für die neue Lehre zu gewinnen oder wenigstens vor den noch Schwankenden ihrer Irrtümer offen zu überführen. Ein Religionsgespräch war dazu der beste Weg.

Die erste Hälfte vom März 1525 war für Scheurl eine arbeits- und ruhmreiche Zeit. Der Rat bedurfte eines ruhig und klar denkenden Mannes, der in der allgemeinen Meinung über den Parteien stand und die Kunst kluger Vermittlung besaß, und wählte Scheurl zu seinem Sprecher bei diesen wichtigen Verhandlungen. Auf Grund von zwölf Artikeln sollten alle Geistlichen der Stadt an einem bestimmten Tage vor dem gesamten Größeren Rat darlegen, wie sie in Zukunft vor dem Volke zu predigen beabsichtigten, damit „einer den andern, wo er im Irrtum begriffen sei, aus der Heiligen Schrift gründlich belehren möchte.“ Die Prediger der neuen Richtung waren sofort dazu bereit, aber die „demütigen und geduldigen Prädikanten Prediger-, Barfüßer- und Karmeliterordens“ verweigerten es. Scheurl wurde vom Rat in die drei Klöster geschickt, um den im Bewußtsein ihrer geistigen Hilflosigkeit Widerspenstigen klar zu machen, daß es sich nicht um eine gelehrte Disputation, sondern um eine „christliche, brüderliche und freundliche Unterredung handle“, und wider Erwarten schnell sagten die drei Orden ihr Erscheinen zu.

Freitag, den 3. März 1525, fand das Religionsgespräch im Saale neben der Ratsstube statt. Vornehmen, ehrlichen und verständigen Bürgern war es erlaubt, ihm beizuwohnen, während die große Menge vor dem Rathause auf den Erfolg der Verhandlungen wartete. Scheurl hatte den Eröffnungsvortrag zu halten, eine schwierige Aufgabe, weil auch der geringste Schein von Parteilichkeit vermieden werden mußte, obgleich „Spruch und Sentenz schon vor dem Beginn des Gesprächs reif und fertig waren.“ Er entledigte sich ihrer glänzend und überraschte selbst seine Gegner durch die Gediegenheit seiner Gedanken (vergl. Roth, Reformation, S. 196). Nach Darlegung der Gründe, die den Rat zu diesem Religionsgespräch bewogen hätten, ermahnte er die Prediger, allgemein verständlich und ohne alle äußeren Rücksichten eine lautere Antwort zu geben: das Gespräch solle kein kampfeifriges Messen der beiderseitigen Kräfte, sondern ein Friedenswerk sein zum Zweck einer „Ausgleichung des mißhelligen Predigens“, um Aufruhr zu verhüten; darum möge jeder Schmähworte meiden und sich christlicher Bescheidenheit, eines milden Urteils und brüderlichen Eingehens auf den Standpunkt des Gegners befleißigen. Nachdem er noch die maßvolle Nachsicht des Rats in seinem bisherigen Verhalten gebührend gewürdigt hatte, erhob sich seine Rede zu psalmartigem Schwung: „Seht Ihr nicht die Läufte (Roth falsch: Leuchte) und den Einfluß von oben herab? Werdet Ihr schweigen, die Steine werden reden. Wir haben einander zu lang umgeführt; es ist hoher Mittag, laßt uns vom Schlaf erwachen; wer auf den morgenden Tag wartet, der verliert den heutigen. Weist uns nicht ins Tal Josaphat, auf die grünen Wiesen, weist uns nicht auf die Concilia unserer Zeit, die sich nichts höheres rühmen und lerer (von Soden falsch: Lehrer) seyn denn des heiligen Geistes. Weist uns nicht auf die niedern Schul; wisset Ihr nicht, daß nur Eine Schule, nur Ein Doctor ist — der heilige Geist?“

Bei der auf die Verlesung der 12 Artikel durch Spengler folgenden Disputation hielt Scheurl die „Umfrage“, bei der die evangelischen Prediger bereitwilligst Rede und Antwort standen, die Vertreter der alten Richtung aber nach einer langen, „verdrießlichen“ Rede des Karmeliterpriors eine schriftliche Verhandlung beantragten. Am zweiten Verhandlungstage erklärte Scheurl, der Rat beharre auf seinem Vorhaben, von den Geistlichen beider Richtungen ihre Meinungen über die verlesenen Artikel mündlich zu hören. Drei Tage lang wurde darauf über die 12 Artikel verhandelt, wobei Scheurl die Fragen zu stellen, dem Redestrom das Bett zu weisen, Abschweifungen zu verhindern, Ausfälle zurückzuweisen, die aufgeregten Gemüter zu zügeln und vor allem den Schein zu meiden hatte, daß die evangelische Partei die begünstigtere sei, da sie durch Wissen und rednerische Begabung ihres Sprechers, des Andreas Osiander, von vornherein im Vorteil war.

Nach katholischer Ansicht ist ihm dies wohl kaum gelungen, denn als am 14. März das Ergebnis der Verhandlungen zusammengefaßt werden sollte, erschienen die Ordensgeistlichen nicht und entschuldigten ihr Fernbleiben mit der Furcht, daß trotz aller schönen Worte die Verhandlungen zu einer Disputation werden könnten, was gegen die kaiserlichen Mandate sei, und mit ihrer Ueberzeugung, daß „sie sich keines Sieges zu gewärtigen hätten, weil keine unparteiischen Richter da wären." Der Rat ließ durch Scheurl erklären, daß er „auf seinem Vorhaben beharren und weiter procedieren wolle; deshalb solle einer von den evangelischen Predigern die 12 Artikel noch besser erklären, ändern, mindern oder mehren." Osiander tat dies mit viel Geschick, und am 18. März faßte endlich der Rat mit großer Stimmenmehrheit den Beschluß, den Prediger-, Barfüßer- und Karmeliterorden das Predigen und Beichtehören solange zu untersagen, bis sie ihre Lehre durch die göttliche Schrift bewiesen hätten. Damit hatte sich die Reichsstadt Nürnberg offen und feierlich der Reformation zugewendet.

Dennoch unterließ der Rat nicht, bei passender Gelegenheit die dem Kaiser schuldige Ehrfurcht an den Tag zu legen, wie die glänzende Feier des Siegs von Pavia in Nürnberg beweist. Auch vermied er vorsichtig, durch sein Vorbild auf andre einzuwirken. Der Bischof von Riga hatte Scheurl gebeten, ihm über das Verfahren des Rats gegen die Geistlichen Auskunft zu geben. Auf dessen Anfrage, was er antworten dürfe, hielt der Rat eine derartige Mitteilung für unpassend und meinte, er habe bisher nur vorgenommen, was zur christlichen Einigkeit in seiner Stadt förderlich gewesen sei. So mußte Scheurl den kurländischen Bischof ohne Bescheid lassen.

Schon seit einem halben Jahre verhandelte damals der Nürnberger Rat mit Melanchthon; „er hege für seine Person besondere Neigung und möchte es wohl leiden, wenn er sich mit seinem Anwesen nach Nürnberg begeben wolle, im Fall ihm überhaupt daran gelegen sei." Die Gründung eines neuzeitlichen Gymnasiums neben den Schulen bei St. Sebald, St. Lorenz und im Spital war geplant. Anfangs war Melanchthon der Sache ganz abgeneigt; im November 1525 kam er aber nach Nürnberg, prüfte die Verhältnisse und leitete die Gründung der neuen Schule; bei der Anstellung der Lehrer hielt sich der Rat streng an Melanchthons Gutachten und Empfehlungen, ohne ihn selbst freilich überreden zu können, dauernd als Schulleiter nach Nürnberg überzusiedeln. Scheurl scheint in diesen Verhandlungen nur bei der Wahl der Lehrer beteiligt gewesen zu sein (von Soden, Beiträge S. 263), erhielt aber dann den Auftrag, „die Pädagogen und die Schule von Zeit zu Zeit zu besuchen, um sich zu überzeugen, wie sie im Gange seien und ob sie an etwas Mangel litten."

Es fehlt uns jede Andeutung, ob Scheurl und Melanchthon in diesen Tagen persönlich mit einander verkehrten. Scheurls Beziehungen zu den Wittenbergern waren wohl schon seit Jahren allmählich erkaltet, während sich ihm Pirkheimer wieder genähert zu haben scheint; wenigstens schrieb dieser am 26. Juni 1527 an Hutten (Pirckheimeri opera F. 25): „Dem Verdienste nach reihen sich dem Reuchlin zunächst Melanchthon und Luther an, dann folgt der um das Gemeinwesen aufs beste verdiente Nürnberger Ratskonsulent Christoph Scheurl". Zum offenen Bruch mit den Wittenbergern wars nicht gekommen, weil die Gelegenheit dazu gefehlt hatte; diese brachte der Sommer 1528.

In diesem Jahre war das Haus Habsburg Herr seiner Feinde geworden, und Ungarn war ihm zugefallen. Die Raschheit dieses Wechsels erweckte in Deutschland überall Mißtrauen; man traute nirgends in Süd und Nord dem Frieden, und alle suchten sich stark zu machen. Wie in Wittenberg, Potsdam und Magdeburg wurde auch in Nürnberg zum Kriege gerüstet: der Rat ließ die Festungswerke so verstärken, daß viele sie für uneinnehmbar hielten. In diese gespannte Stimmung, in der man sich hüben und drüben das Verwegenste und Unglaublichste zutraute, fiel mit der Gefahr eines zündenden Funkens ein ebenso berüchtigtes wie umstrittenes Ereignis, die sog. Packschen Händel.

Mitte März 1528 erschien der Landgraf Philipp von Hessen in Nürnberg und überredete den Rat zu dem Versprechen, Hilfstruppen stellen zu wollen, wenn „die Evangelischen der vermeintlichen Liga der Altgläubigen eine geschlossene Phalanx aller Neugläubigen entgegenstellen würden". Kriegsknechte wurden sofort im geheimen angeworben, um sie auf Wunsch in das hessische Lager abrücken lassen zu können. Da tauchte die Nachricht von

dem Breslauer Bündnis der angeblichen altgläubigen Liga auf. Luther hielt diesen wahrscheinlich beabsichtigten, aber nicht zum Abschluß gekommenen Bund für eine Tatsache und schrieb darüber mehrmals nach Nürnberg an den Abt Friedrich und an W. Linck: Satan aliquid voluit, sed Christus misertus conculcat ipsum; foedus istud Principum impiorum, quod ipsi negant, vides, quantos motus moverit. Sed ego Ducis Georgii frigidissimam excusationem fere pro confessione interpretor; negent, excusent, fingant, ego sciens scio non esse foedus istud merum nihil aut chimaeram, licet monstrum sit monstrosum satis. Und auf diese Verdächtigung folgte die in der höchsten Erregung herausgestoßene Beleidigung gegen den ihm persönlich in tiefster Seele verhaßten Herzog Georg: Deus confundet istum morotaton moron, qui sicut Moab plus audet quam possit et non secundum vires suas superbit, sicut semper fecit; und am Schluß des langen Schreibens an Linck: Faxit Christus, ut techna illa in caput rustici (Anspielung auf den Namen Georg) illius veniat, quem ego autorem esse cogito, hoc est nostri summi adversarii, quem nosti, Amen (de Wette, III, S. 340 u. 351).

Durch wen der Herzog von diesen Briefen Luthers nach Nürnberg Kenntnis erhalten hat, wird sich wohl kaum noch feststellen lassen. Auch Luther wußte es nicht, höchstens hatte er Vermutungen über „solche frumme Leute, so solche Zeddel haben zugericht und gereicht, auch wohl ohn des Luthers Zuthun“ (de Wette, III, S. 397); daß er Scheurl in Verdacht hatte, ist durch nichts zu beweisen, aber möglich; daß dieser aber nicht der Uebersender war, geht aus dem Schreiben des Herzogs an den Rat zu Nürnberg vom 3. November 1528 klar hervor (von Soden, Beiträge, S. 308). Es ist übrigens gar nicht verwunderlich, daß der Herzog so schnell unterrichtet wurde, denn Linck hatte die Unvorsichtigkeit begangen, den Brief auf der Kanzel vorzulesen und mehreren Freunden mitzuteilen; bei dem regen Verkehr von Nürnberg nach Sachsen mußte Linck solches erwarten. Auch war es sicher nicht Luthers Absicht, wie von Soden meint (S. 307), „seine Ansichten über die Sache in dem Busen seines Freundes Linck niederzulegen“, sonst hätte er sich nicht andern gegenüber mit gleicher Offenheit und Schärfe ausgesprochen (vergl. das Schreiben an Ambsdorff, de Wette, III, S. 339).

Herzog Georg wendete sich sofort an Luther um Auskunft, ob er den Brief an Linck wirklich geschrieben habe; Luther antwortete bereits vier Tage darauf kurz angebunden, fast grob: er bitte ganz demütig, der Herzog wolle ihn „mit solchen Zeddeln odder Abschriften unversucht lassen, er werde sich wohl wissen zu erkunden, weß' solche Schrift sei“ (de Wette, III, S. 397). Nunmehr stellte der Herzog im November 1528 durch einen Gesandten, seinen Sekretär Thomas von der Haida (Heiden), das Ersuchen an den Nürnberger Rat, den wahren Tatbestand zu ermitteln und Linck zur Verantwortung zu ziehen. Ueber dieses Ansinnen äußerte sich Luther sehr absprechend: „Fähret er über die feinen Herren des Rats zu Nürnberg auch fast schier als ein Kaiser über seine armen Untertanen, grobbelt, sucht und fordert die Handschrift durch sie von Doktor W. L., so doch weder Nürnberg noch Wittenberg seine armen Untertanen sind“. Der Rat nahm die Sache weniger tragisch, fühlte sich vor allem durch ein derartiges Ansinnen durchaus nicht verletzt. Er stellte in Abrede, von dem Wortlaute des Briefes etwas zu wissen, und ließ sogleich die durch Haida überreichte Abschrift des Briefes und des Herzogs Begehren Linck vorlegen. Da dieser zugeben mußte, einen solchen Brief von Luther erhalten zu haben (vergl. Archiv für Sächs. Geschichte, Neue Folge, VI, S. 349 u. 350), beantragte der sächsische Gesandte, daß das Original des Lutherschen Briefes ihm übergeben oder, wenn dies nicht angehe, beim Rate niedergelegt und ihm Einsichtnahme gestattet werde. Auf die Anfrage des Rats antwortete Linck, daß er den Brief verbrannt habe, wobei sich Haida beruhigte und seinen Abschied nahm. Linck hatte gelogen, wie er es überhaupt in der ganzen Angelegenheit mit der Wahrheit nicht genau nahm; der Bote des sächsischen Fürsten zeigte sich ihm freilich in diesem Punkte gewachsen; er hatte sich heimlich schon anderweit versehen.

Neben diesen offiziellen Vorgängen spielten sich nämlich andere hinter den Kulissen ab. Herzog Georg konnte sich mit der Abschrift des Lutherschen Briefes nicht begnügen, er mußte Einsicht in das Original zu erlangen suchen. Denn er war schon zu oft von solchen genarrt worden, die die Aufregung der Zeit zu unlauteren Zwecken benutzten, und fürchtete

wohl auch hier eine Falle, in die ihn die Gegner locken wollten. Darum gab er seinem Sekretär neben der Botschaft an den Rat noch den besonderen Auftrag, sich unter allen Umständen eine genaue Abschrift von dem Originalbrief zu verschaffen. Daß der Herzog hierbei vor allem auf die Gefälligkeit Scheurls rechnete, zeigt sein Brief an diesen vom Ende November oder Anfang Dezember 1528, in dem er sich bedankt, daß Scheurl seinem Diener Thomas von der Haida „uff sein credentz und gewerb so vorderlich gewest, das her durch awernn diner das orienal des briffes und Martinus hantschrifft zcu sehen bekommen, ah das der selbe awer diner im ein copien des selben briffes in awer kegenwertigkeit uff awer pronuncijon (Scheurl diktierte) geschriben." Der Herzog erbot sich zu Gegenleistungen und fügte hinzu: „das sich villeicht der selbe wenczel lingke kegen eynem erbarn rat zcu norenberg hab vor nemen lossen her hab den briff so im martinus lutter gschriben zcu rissen ader vorbrent. Er wisse nun, uff was grunde dy leut besteen." Und er bat Scheurl, sich womöglich das Original noch zu verschaffen, wobei er hohe Summen (100 bis 200 Gulden) nicht zu scheuen brauche, und ihm den Namen des Dieners zu nennen, der die Abschrift angefertigt habe. Scheurls Antwort stammt vom 5. Dezember 1528; er versichert in ihr dem Herzoge seine Ehrfurcht und Dienstfertigkeit „nach meinen Herren, der besoldter diner und burger ich bin", und will ihm damit wohl andeuten, daß er sich zu keiner Handlung verlocken lassen werde, die dem Interesse des Nürnberger Rates zuwider sei. Dann erklärt er, er habe durch Thomas von der Haida, als er ihm die Abschrift des Lutherschen Briefes zeigte, zum ersten Male von diesem Schreiben gehört und sich gutwillig erboten, ihm Einsicht in Luthers Handschrift zu verschaffen, um den Herzog zu überzeugen, „das luth. d. Wennzeln nit geschriben hab, bei uns bewegung anzurichten" — der Herzog beschuldigte nämlich Luthern, wie es Cochleus in seiner Gegenschrift gegen Luthers Psalm etc. im Januar 1529 ausspricht, den Brief nur geschrieben und unter die Leute gebracht zu haben, um das gemeine Volk heimlicher Weise wider die Fürsten und Bischöfe aufzureizen — „und domit e. g. meinen wortten, das si bei uns in nichten verunglimpft noch derhalben geredt wurd, dest statlicher glowben geben mochten, weiter hab ich berurter sachen halben weder gnad noch danck begert und noch nit." Das ist doch eine mutige Zurückweisung des fürstlichen Bestechungsversuchs und von der Scheurl so gern nachgeredeten Fürstendienerei keine Spur. Dann beschwert er sich bitter über Haida, der ihm erst aus dem Wege gehen und nur mit seinem Diener verhandeln wollte; als er ihn aber stellte, habe er ihn durch Versicherungen „bei trewen und eren" zu vertraulichen Mitteilungen gereizt und „dennoch mein handlung on alle not ainem gantzn Rat angezaigt"; er wolle aber deswegen keine Bestrafung des Gesandten veranlassen, „di weil mein Hern mein getrewe wolmeinende ungeverliche handlung befunden haben." Es seien ihm freilich bei den Predigern und Bürgern dadurch „allerlei gramschaft erwachsn, da mir auch von etlichen zugelegt, als solt e. f. g. ich abschrift überschickt haben, das ich doch nie gedacht hab, und uns also gewarten, das ich und mein Diner dem Tewtsch land ausgeschrien und wivol unpillich verargkwonet werden."

Wer dieses Schreiben Scheurls unbefangen und mit Kenntnis der Zeitumstände liest, kann doch sein Handeln unmöglich unehrenhaft nennen und, wie es Reicke (Nürnberg, S. 838) tut, mit dem Urteil abschließen: „Seine Eitelkeit hatte Scheurl einen bösen Streich gespielt; es schmeichelte ihm, einem so hohen Herrn wie dem Herzoge von Sachsen einen Gefallen erweisen zu können". Nicht Fürstendienerei bewog Scheurl, so zu handeln, sondern die redliche Absicht, dem Ränkespiel und geheimen Anfeinden ein Ende zu machen. Auch Linck scheint in Scheurls Verhalten nichts Verfängliches gesehen zu haben, er hätte ihm sonst die Handschrift Luthers nicht ohne weiteres anvertraut; denn daß Scheurl sie ihm unter irgend einer erlogenen Absicht abgelistet habe, ist mit nichts zu erweisen und durch sein Schreiben vom 5. Dezember widerlegt.

Herzog Georg ließ die Sache nicht ruhen, wie ihn Scheurl am Schlusse seines Briefes gebeten hatte, sondern sendete ihm durch einen besonderen Boten eine gedruckte Schrift zu, die den langatmigen, dem Gebrauch der Zeit entsprechenden Titel trägt: „Welcher Gestalt wir Georg v. g. g. Hertzog etc. von Martino Luther des getichten Bündtnüs halben inne schriefften unerfindlich angegeben. Und darauf unssre Antwort" (Walch, XVI, S. 506 bis 509). In ihr war Luthers Brief an Linck zunächst lateinisch, wie er geschrieben war,

dann durch den Herzog selbst verdeutscht abgedruckt mit der Behauptung, der Fürst habe von ihm „ohne all sein Zutun“ zwei Abschriften erhalten, denn „man habe in Nürnberg mit der Kopie sich auf den Gassen umgetragen“. Herzog Georg bat Scheurl, diese Schrift bekannt machen zu helfen, und übersendete sie zu gleicher Zeit dem Nürnberger Rat, der sie aber unbeachtet ließ, auch durch eine nochmalige Bitte des Herzogs sich nicht bewegen ließ, sie „öffentlich anzuschlagen“. Scheurl antwortete am 2. Januar 1529, er zweifle nicht, daß diese Schrift weite Verbreitung finden werde, da Packs Handlung als Erdichtung erwiesen sei. „Flicht mich dann Luther“, so fährt er fort, „in sein Verantwortung, so muß ich es um E. G. willen auch gedulden und hab mich dero nichts zu beklagen“. Zugleich schickte er dem Herzog eine Klageschrift Pirkheimers, die dieser dem Rate eingereicht hatte, um zu zeigen, wie ungerecht mit ihm wegen dieser Briefangelegenheit verfahren werde; Pirkheimer wies darin die Anschuldigung scharf zurück, als habe er Luthers Brief durch Cochleus dem Herzog zugeschickt, und sprach sich dabei über Scheurl sehr bitter aus. Es ist jedoch fast wahrscheinlich, daß er trotzdem den Brief heimlich dem Cochleus zusteckte, aus reiner Schadenfreude, weil er das dadurch auflodernde Feuer voraussah und gern hatte; Scheurl wenigstens bezweifelte Pirkheimers Wahrhaftigkeit, denn er schrieb an den Herzog: „Wi aber pirchamer mit mir handelt, und ob er das schicken pillich vernaint, haben e. f. d. gnediglich zuermessen“. Was konnte aber einem so gelehrten und gefeierten Mann, wie es Pirkheimer war, an solchem Ränkespiel gefallen? Einmal saß ihm ein böser Schalk im Nacken, und es war ihm geradezu ein Bedürfnis, zwei Parteien heimlich aufeinander zu hetzen, um sich dann, wenn es Ernst wurde, aus dem Staube zu machen. Dann aber ärgerte er sich auch darüber, daß er Scheurl und Herzog Georg immer vertrauter werden sah, dem nahezukommen ihm trotz mancher Bemühungen nicht gelingen wollte. Pirkheimer und Scheurl waren zu grundverschiedene Naturen, als daß sie dauernd hätten zusammengehen können; „die achselträgerische Freundlichkeit, womit Scheurl sich nach beiden Seiten verhielt, womit er für Luther schwärmte und gleichzeitig mit fader Zärtlichkeit dem Eck schmeichelte, mußte Pirkheimer anwidern“; so das rasch fertige Urteil derer, die Scheurl nicht kennen und den großen Humanisten von jedem Makel reinigen möchten (vergl. Beilage zur Allgem. Zeitung, 1871, No. 11). Das ehrliche Streben Scheurls, zu vermitteln und auszugleichen, wird dabei ebenso unbeachtet gelassen wie der sich auch andern gegenüber offenbarende, mit dem Alter zunehmende häßliche Charakter Pirkheimers und seine Wut, die ihn seit der Bannangelegenheit und seiner mißlichen Niederlage gegen Eck und alle erfüllte, die er mit diesem eins wähnte.

Nach dem Jahre 1530 enthält Scheurls Briefbuch noch 51 meist deutsch geschriebene Briefe, aber nur ganz wenige geben Aufschluß über seine innere Entwicklung und über seine Stellung zur Reformation.

Scheurls Ansehen in Nürnberg und seine Vertrauensstellung im Rat war durch die beschriebenen Vorgänge eher gestiegen als gesunken, aber mit den Wittenbergern war er dadurch endgültig zerfallen. Luther schrieb Ende Dezember 1528 an Linck (de Wette III, S. 409): Scheurlerum miror, quod hostibus nostris pessimis sic familiaris est. Sein Scharfsinn hatte erkannt, daß er Scheurl für seine Partei verloren hatte. Er verstand die Gründe zu solchem Abfall nicht, da ihm sein Werk tiefinnerste Herzens- und Gewissenssache war, während Scheurl ähnlich wie Pirkheimer, Erasmus u. a. ihm nur mit dem Verstande huldigte; die Reformation der Kirche war diesem nur Mittel zum Zweck, und ihm schwand das Interesse am Mittel, als er wahrzunehmen glaubte, daß durch dieses der Zweck nicht oder wenigstens nicht schnell genug erreicht wurde. Scheurl blieb sog. Exspektant bis an sein Ende; er zog sich von der reformatorischen Bewegung zurück, ohne sie zu hassen, wie Soden (Beiträge, S. 318) behauptet, oder gar ihr zu schaden. In Verbindung mit Wizel hoffte er neue Wege zum gleichen Ziele zu finden; auf dem von Luther eingeschlagenen Pfade hielt er es für unerreichbar.

Auch die Annahme Sodens, daß „Scheurls Ansichten über die Reformation in mannigfacher Beziehung durch die freundschaftliche Stellung zu Herzog Georg bedingt wurden, läßt sich aus dem Briefbuch Scheurls und den andern uns zugänglichen Quellen nicht nachweisen;

es bleibt reine Vermutung, bis der gesamte Briefwechsel zwischen dem Herzog und Scheurl vorliegt; denn die zwölf Schreiben Scheurls, die das Briefbuch enthält, sind nur Berichte über Tagesneuigkeiten.

Viel auffallender ist, daß bald nach dem Bruch mit den Wittenbergern Scheurls Briefwechsel mit dem Erzbischof Albrecht von Mainz einsetzt. Die Verbindung mit ihm scheint mir Georg Wizel hergestellt zu haben, und ich glaube, daß dieser Mann einen tiefgehenden Einfluß auf den alternden Scheurl ausgeübt hat, wenn auch das Briefbuch nur ein einziges Schreiben an ihn aufbewahrt; es stammt vom 1. Januar 1537. Von den 17 Schreiben, die aus den Jahren 1533 bis 1536 erhalten sind, kommen nur die zwei in lateinischer Sprache geschriebenen für uns in Betracht, alle übrigen enthalten lediglich politische Berichte, nichts Persönliches; höchstens daß wir daraus immer wieder Scheurls Streben erkennen, sich von allem Fabulieren freizuhalten und ja nicht bloße „gassenmer" weiterzugeben (II, S. 138, 154, 212, 223); auch zeigt Scheurl darin seine gleichstark gebliebene Begeisterung für Kaiser Karl. „Unser Herr Kaiser" ist die immer wiederkehrende, ebenso ehrerbietige wie innige Bezeichnung, und freudig bekennt er noch 1536: Caesareus sum totus, perpetuo in castris Caesareis milito pro lancea calamo utens et quae in Caesaris laudem vergunt divulgans (II, S. 178). Mit Schrecken muß er oft von der überall einreißenden Unbotmäßigkeit berichten, bleibt aber dabei ganz objektiv und wird mit keiner Silbe gegen die Evangelischen ausfällig.

Im Jahre 1533 war Scheurl auf einer Reise nach Schlesien noch einmal in Wittenberg. „Als ich auf 9 meil vhon Wittenberg gen Grim khommen bin, so erzählt er, hab ich nit unterlasn mogen, die gebew, kirchen ordnung und endrung gedachter stat ainen ainichen tag zubesichtigen." Er kam am 28. Oktober dorthin, gerade in jener Unglückszeit, in der die Stadt und ihre Umgegend die große Enttäuschung erlebte, die Michael Stiefel, der Pfarrer von Lochau, heraufbeschworen hatte (II, S. 177 und Kolde, M. Luther, II, S. 419). Dieser, ein Freund Luthers, hielt nicht nur die Wiederkunft Christi für unmittelbar bevorstehend, sondern hatte auch den Tag des großen Ereignisses erforscht und hielt, was er aus der Heiligen Schrift herausphantasiert hatte, für göttliche Offenbarung. Luther bemühte sich vergebens zu verhüten, daß Stiefel die Kanzel für seine Weisheit mißbrauchte, und wurde dafür wegen seines Unglaubens von dem neuen Propheten als ein vom Geist Verlassener, ein Herodes und Pilatus erklärt. Die Aufregung in der ganzen Gegend wuchs: „der Bauer bestellte angesichts des Weltuntergangs sein Feld nicht mehr, der Bürger gab seine Hantierung auf, die Leichtsinnigen verpraßten ihr Hab und Gut. Als der angekündigte Tag nichts Außergewöhnliches brachte, wurde der Prophet verhaftet und seines Amtes entsetzt. Audisti, so schließt Scheurl seine Schilderung, in omni vita maiorem vesaniam?

Er fand in Wittenberg alles verändert, nach seiner Meinung verschlechtert; in der Schloßkirche vermißte er den früheren Prunk aus der Zeit Friedrichs des Weisen; flevi, gesteht er, supra templum Omnium Sanctorum nuper tota Germania celebre (II, S. 178). Einen Besuch bei Luther unterließ er, er wollte nicht heucheln. Melanchthon suchte er im Kolleg auf: er las gerade über Ciceros Rede pro Milone. Scheurls Anwesenheit blieb in Wittenberg nicht unbeachtet; die Studenten brachten dem einstigen Rektor ihrer Hochschule in dankbarer Erinnerung seiner Verdienste durch Gabe und Wort ihre Huldigung dar; egi gratias exquisitissimas et abii, berichtet er nicht ohne Wehmut; Wittenberg war ihm gar zu fremd geworden.

Was ihm an der Wittenberger Bewegung fehlte, fühlte er nach diesem Besuche noch deutlicher als zuvor: der feste Boden unter den Füßen, die starke Hand, die die irrenden Massen leiten konnte; die Ohnmacht der Wittenberger Führer hatte er zur Genüge erkannt; darum bekennt er: ego ab authoritate ecclesiae pendeo, cum qua scio me errare non posse (II, S. 157). Und er scheint in diesem seinen Sehnen bei Georg Wizel Verständnis gefunden zu haben, und hat sich, von ihm beeinflußt, zu mancher Aeußerung hinreißen lassen, die uns bei seiner sonstigen Denkart befremdet.

Wizel, ein Mann von hervorragender Begabung und Gelehrsamkeit, war ähnlich wie Scheurl durch den lebhaften Wunsch nach einer Beseitigung offenbarer Mißbräuche im gesamten Kirchentum, besonders im Leben, weniger durch das rechte Verständnis der evange-

lischen Rechtfertigungslehre zu einem Anhänger Luthers geworden. Aber gerade das Volksleben zeigte in jenen Jahren, als sich alle Bande frommer Scheu lösten, mehr sittlichen Rückgang als Fortschritt, und dies befestigte in ihm die Ueberzeugung von der Unrichtigkeit der Rechtfertigungslehre. Durch das Studium der Kirchenväter und von Erasmus angeregt, entwarf er eigne Reformpläne, die mehr die sozialen als die kirchlichen Zustände im Auge hatten. Aus seiner Pfarrei Niemeck bei Wittenberg verdrängt, trat er von 1531 an in offener Feindschaft gegen die Wittenberger auf. Scheurl lernte Wizels Gedanken kennen und mußte ihm in manchem beistimmen; als er einem ungenannten Rektor die annotationes Vicelianas zuschickte, bemerkte er dazu: ni fallor, Vicelius egregie doctus est, qui Lutherum magis impugnat quam plerique alii (II, S. 157). Es ist das Echo Wizelscher Weisheit, es sind nicht Scheurls eigne Gedanken, wenn er die Einigungsversuche zwischen den evangelischen Oberländern und Niederländern im Jahre 1536 arg verspottet und schreibt: exultant passim Lutherani, vulgatur concordia quam ego cerno dubiissimam, quando de absolutione non convenit, wenn er sich über die Abschaffung der Privatabsolution äußert: Optant omnes ecclesiae privatam, cur igitur depraedati eam sunt homines perditissimi? O vere miseros et stultos, qui his nebulonibus nequissimis animas suas credunt relicta sacrosancta ecclesia catholica, a quibus totus animus abhorret! (II, S. 158).

Scheurl machte aus diesem Umschlag seiner Gesinnung kein Hehl; er verkehrte mit den Lutheranern in Nürnberg freundschaftlich, wenn Amt oder Geselligkeit es erheischten, aber alle wußten, wie er dachte: in collegio nostro omnes me norunt antilutheranum (II, S. 178). Er sprach es offen aus, daß ihn vor allem die Zänkereien und Spaltungen von der lutherischen Richtung abstießen und weil er in ihr die Sucht nach sinnlichen Genüssen und das Streben nach Freiheit von kirchlicher Ordnung und sittlicher Selbstzucht vorherrschen sähe. In dieser Beziehung konnte er über die Neugläubigen nicht hart genug aburteilen und bezeichnete sie als calamitas aetatis, furia Lutherana, pestilentia nostrorum temporum, deren ganzes Streben auf Geld und Weiber ginge und bei denen es keine Sünde gäbe außer Keuschheit und Armut (II, S. 176, 177 u. 178). Es ist leicht begreiflich, daß er sich dadurch manche Feindschaft zuzog; Lazarus Spengler z. B. haßte ihn leidenschaftlich und redete nur noch von ihm als delator patriae und Verfolger der evangelischen Wahrheit. Aber im übrigen genoß er in Nürnberg hohe Achtung beim Rat und in der Bürgerschaft, und auch die „Großen der Erde“ zeichneten ihn wiederholt aus; der Erzbischof Albrecht von Mainz wohnte tagelang bei ihm, und auch der Pfalzgraf Friedrich und dessen Gemahlin, Frau Dorothea geb. Prinzessin von Dänemark, auch der Graf Heinrich von Nassau und der Erzbischof von Trient waren seine Gäste (von Soden, Beiträge, S. 379, 380 u. 382).

Zahlreiche Aeußerungen aus den Briefen der letzten zehn Lebensjahre Scheurls zeigen uns deutlich seine religiöse Stellung. Die oft recht gewaltsamen Vorgänge bei der Neuordnung des kirchlichen Lebens in Nürnberg, die er täglich miterleben und als „überstimmte Minorität“ im Rate gutheißen mußte — er klagte wiederholt: haec me dissuadente senatus consulto abrogata sunt (II, S. 179 u. ö.) —, die rücksichtslose Behandlung Altgläubiger, wie sie sich bei der Ausweisung Johannes Haners aus dem Stadtgebiet, bei der Drangsalierung der heldenmütigen Nonnen zu St. Clara und St. Katharina und bei andern Anlässen zeigte, vor allem die demagogenartige Rechthaberei und Selbstherrlichkeit, die einzelne evangelische Prediger in allen Fragen der kirchlichen Lehre und Sitte trotz ihrer offenbaren wissenschaftlichen Minderwertigkeit an den Tag legten (II, S. 178 u. 180), das alles trieb ihn immer mehr von der neuen Richtung ab. Er wurde aber durchaus nicht etwa wieder römischer Katholik, sondern suchte sich seinen Standpunkt über den Parteien und ihrem Getriebe. Wenn er sich trotzdem mehrmals bonus catholicus nennt und die catholicae ecclesiae unitas preist (II, S. 179 u. 233), so meint er damit nicht die römische Hierarchie, sondern das apostolische Christentum mit seiner Einigkeit im Geist und seiner strengen sittlichen Zucht. Sein durch geschichtliche Arbeiten geschärfter Blick glaubte wahrzunehmen, daß die seiner Meinung nach überstürzte reformatorische Vorwärtsbewegung sehr bald zum Stillstand und Rückgang kommen werde. Frigescunt apud nos Lutheranorum res, schreibt er an Beckmann (II, S. 178), incipiuntque habere contemptui plerisque conquerentibus calamitatem temporum et anhelantibus ad verum Dei cultum, ad sinceram verbi Dei agnitionem. Wenn nur erst

die Kampfart sachlicher würde und weniger persönlich und gereizt, dann werde sich bald der goldne Mittelweg finden lassen: die alte Kirche würde ihre Irrwege eingestehen, und bald würde es zu einer reinlichen Scheidung von Staat und Kirche, zu möglichster Stärkung der kaiserlichen und zum Aufbau der geistlichen Macht auf den Grundsätzen Christi kommen, dessen Reich nicht von dieser Welt sei (II, S. 180). „Der gutig Herr gott, das bleibt sein Gebet, verleihe sr heiligenn Christhennlichenn kirchenn fridt und ainikait, sonst werdt Tewtsch landt nitt allemal ewig sein konnen, der eiffer des worts werdt umb sich fressenn“ (II, S. 196). Es ist dabei für Scheurls Charakter bezeichnend, daß er sich bei seinen Auslassungen über die neue Richtung nie zu einem einzigen Schimpfwort gegen die Väter der Reformation, Luther und Melanchthon, hinreißen ließ, wie es z. B. Cochleus so oft und so verletzend tat; die Sache konnte Scheurl sehr scharf geißeln, aber die Person des Gegners ließ er ganz aus dem Spiele. Ob er mit Melanchthon persönlich verkehrte, als dieser im Oktober 1536 mehrere Tage in Nürnberg weilte, um die Streitigkeiten über die Privatabsolution unter den Predigern der Stadt zu schlichten, oder ob er ihm aus dem Wege ging, ist nach den uns vorliegenden Quellen nicht zu entscheiden.

Aus dem Schreiben an Beckmann, das als einziges von gewiß sehr vielen aus den letzten 18 Lebensjahren Scheurls im Briefbuch aufgeführt wird und das zeigt, wie die beiden Männer trotz ihres ungleichen Lebensganges sich eine herzliche Freundschaft zeitlebens erhalten haben, erfahren wir aus Scheurls Feder auch etwas über seine Familienverhältnisse. Es wurden ihm drei Töchter und drei Söhne geboren, aber alle starben in frühester Kindheit. Dies schwere Geschick, das er persönlich leichter getragen zu haben scheint als seine Gemahlin (II, S. 176), suchte er durch die Adoption seines Neffen Albert zu mildern. Unaussprechliche Vaterfreude erfüllte ihn, als ihm am 19. April 1532 noch ein Sohn geschenkt wurde, der am Leben blieb und prächtig gedieh. Er nannte ihn Georg seinem hohen Gönner, dem Herzoge Georg von Sachsen, zu Ehren; der Fürst wurde auch der Pate des Kindes und ließ sich bei der Taufe durch seinen Kanzler vertreten, der gerade Scheurls Gast war. Nach elf Monaten bekam er noch einen Sohn, Hieronymus genannt, der aber bereits nach vier Tagen starb. Als Scheurl schon alterte, ward ihm Ersatz für diesen Verlust; im August 1535 genas seine Gattin abermals eines Sohnes, der den Namen seines Vaters, Christoph, erhielt. Die geistige Entwicklung des kleinen Georg ging dem Vater zu langsam vorwärts; er klagte, daß der Knabe mit fast fünf Jahren noch nicht fließend sprechen könne, tröstete sich aber damit, daß er wenigstens schon einige Brocken Latein lalle und daß nach eines Philosophen Ausspruch das späte Sprechenlernen auf große Beredsamkeit im Leben zu deuten sei.

Der Tod Herzog Georgs im April 1539 bekümmerte Scheurl tief; er verlor viel an ihm und war der Meinung, daß das Hinscheiden dieses Fürsten auch für Deutschland einen großen Verlust bedeute (II, S. 223). Seitdem fühlte er sich vereinsamt und war zum Klagen geneigt. Vom 13. Januar 1540 stammt der letzte Brief Scheurls an Eck. Voll geradezu jugendlicher Begeisterung schildert er in Ciceronianischem Latein König Ferdinands Einzug in Nürnberg, der ihm einen neuen Beweis fürstlicher Huld brachte. Der König übernachtete auf der Burg und befahl am folgenden Morgen Scheurl dorthin zur Audienz. Er hatte ihn bisher nur zweimal flüchtig gesehen, und doch trat der König, sobald Scheurl den Saal betreten hatte, auf ihn zu, ergriff in herzlicher Weise seine Hand und zeichnete ihn ganz auffällig aus. Auch die andern hohen Herren begrüßten ihn aufs liebenswürdigste, so der Erzbischof von Trient, der venetianische Gesandte u. a.; vielleicht war er ihnen als das Haupt der katholischen Partei in der Reichsstadt bezeichnet worden, und sie wollten ihn noch fester an sich fesseln (II, S. 233, 234). Als König Ferdinand die Stadt verließ und dabei von der Burg herab an Scheurls Haus vorüberritt, winkte er ihm, der oben am Fenster stand, in leutseligster Weise einen Abschiedsgruß zu (II, S. 235).

Das war der letzte große Augenblick in Scheurls Leben. Als vorletztes Schreiben von ihm bringt das Briefbuch einen langen Brief an Kaiser Karl vom 1. August 1540. In schwungvoller, klarer Sprache widmet er dem Kaiser ein Werk des Doktor Johannes Cuspinianus Francus, das die Lebensläufe aller Cäsaren vom großen Julius bis zu Karl V. verherrlichte (II, S. 241). Scheurl hatte das Werk nach dem Tode Cuspinians, der über seiner Arbeit

starb, herausgegeben. In seinem letzten Schreiben vom 4. Dezember 1540 faßt Scheurl noch einmal sein Urteil über die evangelische Bewegung zusammen und schreibt in greisenhafter Wehmut: „Wir wissen, daß wir in den meisten Stücken zu weit gegangen sind und uns von diesen Leuten (den evangelischen Predigern) haben an der Nase herumführen lassen. Aber, bei Gott, der himmlische Einfluß und die schweren Mißbräuche haben solches verursacht. Wir haben so manches, was der Seelen Notdurft erfordert und das Papsttum uns bot, geändert und zu unserm und zum schweren Nachteil unsrer Kinder Zeremonien fallen lassen, ach Gott, wir habens nicht verstanden und gemeint, was man uns vorsagte, das sei Gottes Wort; und jetzt, da wirs verstehen, ists so schwer zu ändern, und wir möchten auch nicht gern zugeben, daß wir schuldig sind“ (II, S. 246).

Scheurls Patriotismus hat sich auf der alten Höhe erhalten und klingt in einer Dithyrambe aus: Walt's Gott, daß seine Majestät solche Städte wie Nürnberg viele hätte, dann stände es gut im Reich; ein für allemal ist das der Beschluß, daß wir alle, Regenten und Untertanen, reich und arm, alt und jung, eher sterben und verderben und die ärgste Not leiden, als daß wir von unserm Herrn Kaiser und König weichen wollen“. Aber der Lebensmut und die Lebensfreude waren dahin; am Schluß dieses Briefes spricht er schon von seinem Tod.

Noch ein letzter Strahl fürstlicher Gnade streifte den müden Mann. Am 6. April 1540 erhob ihn König Ferdinand samt seinen beiden Söhnen Georg und Christoph und seinem Neffen Albrecht in den erblichen Adelsstand, erteilte ihnen als rechtmäßigen Edelleuten vier Ahnen und erweiterte ihr angestammtes Wappen. Am 18. März 1541 bestätigte Kaiser Karl von Regensburg aus diese Adelsurkunde unter noch genauerer Bestimmung des Wappens und mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß solche Standeserhöhung nicht erkauft, sondern wegen wohl erworbener Verdienste erteilt worden sei.

Scheurls trübe Ahnungen hatten ihn nicht betrogen, seine Tage waren gezählt. Er starb am 14. Juni 1542 und wurde seinem Wunsche gemäß in der Kirche St. Johannis begraben. In seinem Testamente findet sich noch ein feiner Zug seines Charakters. Er bestimmte, daß zwölf arme Briefboten, besonders solche, die gerade von weit her in die Stadt gekommen seien, seinen Leib zu Grabe tragen und dafür einen Rock oder eine Kappe erhalten sollten, „dieweil ich mit botten viel zu thun gehabt“ (von Soden, Beiträge, S. 501). Wieviele Botenfüße hatte der reiche Briefwechsel dieses Mannes in Bewegung gesetzt, und daran dachte dankbar der Sterbende! Auch sonst noch bezeugte er seine Erkenntlichkeit. Neben einer langen Reihe von Zuwendungen für wohltätige Zwecke stiftete er zum Danke dafür, daß er während seiner Studentenzeit in Bologna vom Rate der Stadt mit einem Stipendium unterstützt worden war, die Summe von 640 fl., um einem Studenten der Rechtsgelehrsamkeit seine Studien zu erleichtern.

Als Zeichen von Scheurls Friedfertigkeit und Pietät mag auch gelten, daß bis zu seinem Ende in seinem Hause „ynder der Althanen in der kamer gegen hof ein Gemälde daran Dr. Marttin lutters unnd seiner hausfrawen Connterfait“ gehangen hat. Dieses Doppelbild, das doch erst aus der Zeit der Abkehr von Luthers Wegen stammen kann, zeugt deutlich davon, daß von einem Haß Scheurls gegen Luthers Person nicht die Rede sein darf. Noch mehr fallen derartige Behauptungen durch eine bisher ganz unbeachtet gebliebene Tatsache in sich zusammen. Im Mai 1540 finden wir den kleinen Georg Scheurl als Tischgenossen im Hause Luthers. Er war vielleicht von Hieronymus Besold aus Nürnberg, der viele Jahre lang Luthers täglicher Tischgast war und seine „Tischreden“ nachgeschrieben hat, auf besonderen Wunsch des Vaters in die Familie des Reformators mitgenommen worden; der Sohn sollte einen Hauch dieses großen Geistes spüren, um für sein ganzes Leben einen heilsamen Eindruck zu erhalten. Luther ging auf die altklugen Fragen des Achtjährigen väterlich ein und beantwortete sie in seiner Art, aus der auch die Erwachsenen einen bleibenden Gewinn zogen (vergl. Kroker, Luthers Tischreden, No. 39, S. 89).

Das von Scheurl angelegte Geschlechtsbuch seiner Familie gibt ihm ein ehrenvolles Zeugnis: er war ein gottesfürchtiger, diensthafter und arbeitsamer Mann, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, Ehrbarkeit und ordentlichen Obrigkeit, betete viel, hatte Lust zu bauen und

Heiraten zu machen, tat vielen Leuten Gutes, sonderlich aber seiner Freundschaft, die er gerne hoch erhebet, darum er billig mag Pater et restaurator familiae genannt werden.“ Kein Denkmal, keine Grabschrift rühmt Christoph Scheurl der Nachwelt; diese hat aber seine Gaben und Verdienste nicht verkannt. So nannte ihn J. Saubert, ein bekannter Theolog in Nürnberg († 1646), in seiner „ersten Rede über die Nürnbergsche Bibliothek“ (S. 15) den Varro dieser Stadtrepublik und das allgemeine Orakel; er habe einen großen Büchervorrat gesammelt, obwohl er selbst mit allem Recht eine lebendige Bibliothek könne genannt werden. Und keiner wird bestreiten, daß Christoph Scheurl die Reichsstadt Nürnberg in drangvoller Zeit mit Klugheit zu leiten und ihr unter den schwierigsten Verhältnissen die Freundschaft des Kaisers und der Großen des Reichs trotz ihres gegensätzlichen Standpunktes in den Hauptfragen des Lebens zu erhalten mitgeholfen hat.

Literaturangabe.

A. Quellen.

Christoph Scheurls Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit, herausgegeben von Franz Freiherrn von Soden und J. K. F. Knaake. 1. Band: Briefe von 1505—1516. 2. Band: Briefe von 1517—1540. Potsdam 1867 und 1872.

Zu Christoph Scheurls Briefbuch von Dr. Gustav Bauch. Neue Mitteilungen etc. des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums, Bd. XIX, S. 400—456.

Christoph Scheurl in Wittenberg von Dr. Gustav Bauch. Ebendaselbst, Bd. XXI, S. 33—42.

Drei Briefe aus der Reformationszeit, herausgegeben von Th. Kolde. Beiträge zur bayrischen Kirchengeschichte, 3. Bd., 2. Heft, 1896.

Analecta Lutherana, herausgegeben von Theodor Kolde. Gotha 1883.

Bilibaldi Pirckheimeri opera. Francoforti MDCX.

Opera Staupitii, herausgegeben von J. K. F. Knaake. Potsdam 1867.

Ulrichi Hutteni equitis dialogi item pseudohuttenici nonnulli ed. E. Böcking. 1860.

Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung, herausgegeben von Ernst Kroker. 1903.

Seidemann, Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden. XV. 1844.

Städtechroniken. XI. Band. Dr. Chr. Scheurls Epistel über die Verfassung der Reichsstadt Nürnberg 1516.

Des Christoph Scheurl Libellus de laudibus Germaniae. Repertorium für Kunstwissenschaften. 21. Band, 4. Heft.

Knaake, Jahrbuch des Deutschen Reichs und der deutschen Kirche. I. Chr. Scheurls Geschichtbuch der Christenheit 1511—1521.

Stadtarchiv zu Nürnberg: zu Pirkheimers Papieren. Handschrift No. 498.

Epistolarum etc. libri quatuor Georgii Wicelii. Lipsiae MDXXXVII.

Philippi Melanchthonis opera quae supersunt omnia. Corpus reformatorum edidit C. G. Bretschneider.

De Wette, Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luthers. 5 Bände. 1825—1828.

B. Benutzte Werke.

Soden, Franz von, Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Christoph Scheurl II. Nürnberg 1855.

Reicke, E., Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. 1896.

Bezold, Fr. von, Geschichte der deutschen Reformation. 1890.

Geiger, L., Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. 1882.

Reindell, W., Doktor Wenzeslaus Linck von Colditz. 1892.

Drews, P., Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. 1887.

Kolde, Th., Martin Luther. Eine Biographie. 2 Bände. 1884 und 1893.

Koestlin, J., Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 2 Bände. 5. Auflage. 1903.
Wiedemann, Dr. Joh. Eck. 1865.
Creutzberg, H. A., Karl von Miltitz. Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. VI. Band. 1. Heft. 1907.
Schornbaum, K., Zur Politik des Markgrafen Georg von Brandenburg. 1906.
Will, G. A., Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon. 1757.
Roth, Fr., Die Einführung der Reformation in Nürnberg. 1885.
Kolde, Th., Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann von Staupitz. 1879.
Döllinger, J., Die Reformation, ihre innere Entwicklung etc. 3 Bände. 1846—1848.
Janssen, J., Zustände des deutschen Volkes. 1879.
Lochner, Nürnberg, Pirkheimer und Scheurl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1872. No. 11.
Lochner, G. W. K., Lebensläufe berühmter und verdienter Nürnberger. 1861.
Schmidt, K., Wittenberg unter Kurfürst Friedrich dem Weisen. 1877.
Schmidt, O. E., Kursächsische Streifzüge. 1902.
Allgemeine Deutsche Biographie: Scheurl, Trutvetter, Eck, Spengler.
Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. 3., 4., 5., 6., 17. Heft.

3 2044 029 914 991